…ibliothek
…nsburg

Hist. pol. VIII, 984/1

Stadtbibliothek III
77.1.
für
[illegible] 1830.

8

6 4 48

48

K. Kön. Schulbibliothek
in
Regensburg

Charakterschilderungen

vorzüglich

interessanter Personen

gegenwärtiger und älterer Zeiten.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin.
Bei Carl Ludwig Hartmann.
1795.

G 69 139

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Treue Schilderung merkwürdiger Menschen, sowohl in Rücksicht ihres Charakters als der Begebenheiten ihres Lebens, solcher Menschen, die in gegenwärtiger und älterer Zeit Epoche machten, die wann und wo sie auftraten, allgemeine Aufmerksamkeit erregten, ist, glaube ich, ein Gegenstand, der meine Leser vorzüglich interessiren wird. Wahre Geschichte, es sey die der Völker, der Staaten, oder einzelner Familien und Personen,

hat doch immer einen wesentlichen Vorzug vor allen erdichteten Erzählungen. Der Mensch aus der wirklichen Welt, ist für uns unendlich mehr werth, als der aus der eingebildeten und erdichteten Welt; jenen begleiten und unterstützen Tausende von wahren Umständen und Begebenheiten, wenn dieser sich mit den thörigten Auswüchsen einer wilden Phantasie verbrämt. Ersterer giebt uns wahren Genuß für Kopf und Herz, wenn uns der andere Ideen und Situationen auftischt, die für den Menschen von unverdorbnem Herzen, ungenießbar und unverdaulich sind. Die Geschichte des wirklichen Menschen stellt uns Handlungen auf, die wir entweder in ihrer Größe — bewundern und nachahmen, oder — verachten und verabscheuen, wenn der idealische Romanenheld gemeinig-

lich mit uns in einer Ideenwelt umher irrt, deren Existenz durchaus allen unsern Erfahrungen widerspricht. Der wirkliche Mensch endlich erregt in uns edle Triebe, entweder seinen Handlungen zu folgen, oder sich vor ihnen zu hüten, der erdichtete hingegen erweckt nicht selten Leidenschaften in unsrer Seele, die gar keiner Aufweckung, keiner Anregung bedürfen, und reißt leider oft genug, so manches liebenswürdige, mit den schönsten Anlagen ausgerüstete schuldlose Herz unaufhaltsam mit sich fort, und stürzt es in einen Abgrund von moralischer Zerrüttung, der fürs ganze Leben eine Quelle der traurigsten Schicksale wird.

Mein Zweck bey dieser kleinen Sammlung wahrer Geschichten und Begebenheiten war also, meinen Lesern ein Buch in die

Hände zu geben, das vielleicht einen oder den andern schlüpfrigen Roman aus seiner Stelle verdrängen könnte; wird dieser erreicht, so ist meine darauf verwandte Mühe reichlich belohnt.

H — g.

Inhalt.

Inhalt.

I. Marie Antoinette, Königinn von Frankreich. Seite 3
II. Einige Züge aus dem Leben des Herzogs von Orleans. 40
III. Der Marquis de la Fayette. 54
IV. Robespierre. 78
V. Nekkers Leben und Charakter. 95
VI. Leben des Caron von Beaumarchais 116
VII. Stanislaus August, König von Pohlen. 130
VIII. Karl der Erste. 140
IX. Kurze Charakterschilderung Gustav Adolfs, Königs von Schweden. 174

X. Eleonore Christine, Tochter Christians des IV. Königs von Dännemark. Seite 180

XI. Ludwig der Neunte. 187

XII. Graf von Strafford. 249

XIII. General van der Mersch. 259

XIV. Kurze Lebensgeschichte Mohämeds. 278

Charak-

Charakterschilderungen

vorzüglich

interessanter Personen

gegenwärtiger und älterer Zeiten.

I.

Marie Antoinette,

Königinn von Frankreich.

Marie Antoinette war bekanntlich die Tochter Kaiser Franz des ersten und Marien Theresens. Diese große Fürstinn wendete auf die Erziehung ihrer Lieblingstochter stets eine vorzügliche Sorgfalt, und suchte ihr, außer vielen andern vortreflichen Lehren der Weisheit, besonders die für Fürsten und Fürstinnen so wichtige Wahrheit einleuchtend zu machen, daß die wahre Größe eines Menschen, und vorzüglich eines solchen, den das Schicksal über andere erhoben habe, nicht in äußerer Pracht und Herrlichkeit, sondern in Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Milde bestehe. Die körperliche Erziehung der jungen mit allen Reizen weiblicher

Schönheit und Grazie geschmückten Prinzessinn war nicht weniger ein Gegenstand der zärtlichen Besorgniß ihrer erhabnen Mutter. Und so, begabt mit den vorzüglichsten Eigenschaften an Leib und Geist, bestimmte sie das Schicksal zu Frankreichs Königinn.

Der Hof von Versailles, besonders der Minister, Herzog von Choiseul, glaubte durch die 1770 zu Stande gebrachte Vermählung des Dauphins Ludwig, mit Marie Antoinetten, die zwischen den beiden Häusern Bourbon und Oestreich schon seit langen Zeiten herrschenden Uneinigkeiten, die vor dem siebenjährigen Kriege nicht selten in offenbare Feindseeligkeiten ausarteten, vollends ein Ende zu machen, und selbst die Kaiserinn Marie Therese war über diese Verbindung so sehr erfreut, daß sie den Vermählungstag ihrer jüngsten Prinzessinn für den schönsten Tag ihres Lebens schätzte.

Diese schöne, durch die erhabenste Herkunft von dem Schicksal ausgezeichnete, und mit jedem körperlichen und geistigen Reiz von der Natur geschmückte Prinzessinn, würde in einem ruhigeren Zeitpunkte, auch bey einer weniger

galanten Nation, als die Französische ist, von allen, die sich ihr zu nähern das Glück gehabt hätten, nicht nur verehrt, sondern beinahe angebetet worden seyn; man würde ihr die Bewundrung nicht haben versagen können, welche ausgezeichnete Vollkommenheiten, verbunden mit einer erhabnen Geburt, allemal erwekken. Aber so außerordentliche, so seltene Eigenschaften, erregen in Zeiten, in welchen der Partheigeist herrscht, nur boshaften Neid, schändliches Mißtrauen, verläumderische Nachreden und hämische Anspielungen, welche die Bosheit kleinen und niedrigen Seelen eingiebt, die dadurch den Einfluß so großer Vollkommenheiten zu verhindern, und sich selbst, durch Erniedrigung Anderer, zu einem eingebildeten Ansehen zu erheben wähnen. Wenn man bedenkt, daß sie in ihrer frühen Jugend, völlig unbekannt mit den Intriguen der Höfe, dazu bestimmt wurde, die Hofnung Aller, der Gegenstand der ausgesuchtesten Schmeicheleien, und die Person zu seyn, von welcher der Ehrgeitz die beneidungswürdigste Erfüllung seiner Plane erwartete, so darf man sich nicht wundern, daß die gewöhnlichen Folgen des gekränkten Ehrgeitzes

auf sie zurückfielen. Daher wurde ihre Herablassung dem Leichtsinn, ihre Umgänglichkeit sträflichen Leidenschaften zugeschrieben. War sie zurückhaltend, so hieß dies Verachtung gegen die Nation, welche sie so sehr geehrt hätte: war sie zuvorkommend gegen gebildete und gelehrte Personen, so schloß man daraus, sie verachte alle, denen diese Vorzüge fehlten. Diejenigen sogar, welche sehr leicht die Schwachheiten des Weibes ihr würden verziehen haben, weil diese in ihren Augen nur unbedeutende Fehler waren, vergaben ihr niemals ihre leicht zu bemerkende Anhänglichkeit für die Nation, unter welcher sie geboren war, und den Vorzug, den sie derselben vor der gab, welche sie zur Königinn erhoben hatte. Dies war ein Verbrechen, das durch kein Opfer gebüßt, und, auch durch geduldiges Ertragen der gröbsten Beschimpfungen, nicht ausgeglichen werden konnte. Man hielt es für den höchsten Gipfel der Undankbarkeit, für eine Wirkung der Thorheit und des Stolzes, und Marie Antoinette konnte bey aller ihrer Herzensgüte und Liebe für ihr Volk, besonders für die Pariser, dieses gegen sie einmal gefaßte Vorurtheil nicht vertilgen.

Mehrere Züge aus dem Leben dieser unglücklichen Königinn zeigen die Vortreflichkeit ihres Charakters, und beweisen deutlich genug, daß sie in vieler Rücksicht über die gewöhnlichen Menschenseelen erhaben war — Es verräth gewiß Geistesgröße, sich an seinen Beleidigern nicht zu rächen, wenn die Gelegenheit so nahe liegt. Marie Antoinette bewies sie bey folgendem Vorfalle.

Ein gewisser Marquis von Pontecoulant, der unter Ludwig XV. Oberster der Leibgarde war, hatte das Unglück gehabt, die Dauphine so sehr zu beleidigen, daß sie ihm diese Kränkung nie vergeben zu wollen schien. Als ihr Gemahl durch den Tod seines Großvaters zum Besitz des Throns gelangte, befürchtete der Marquis die Ahndung seines Versehens und glaubte, durch Niederlegung seiner Stelle, dem ihm drohenden Schicksale ausweichen zu müssen, entdeckte aber vorher seinen Entschluß dem Prinzen von Beauveau, äußerte diesem seine Furcht vor der Rache der Königinn und sagte, es thue ihm wehe, den Königlichen Dienst verlassen zu müssen. Der Prinz rieth ihm, noch zu warten, ging zur Königinn und

entdeckte ihr den Vorsatz des Obersten und die Bewegungsgründe, welche denselben bestimmten. Kaum hatte er ausgeredet, als sie folgende ihrem Herzen zur Ehre gereichenden Worte sagte: „Die Königinn weiß nichts mehr von „den Beleidigungen, die der Dauphine sind zu„gefügt worden. Ersuchen Sie den Marquis, „sie gleichfalls zu vergessen;“ und als sie bald nachher mit dem Obersten selbst zusammen traf, sagte sie ihm eben das. Ein Betragen, welches den Marquis so sehr rührte, daß er diesen Vorfall allenthalben bekannt machte.

Zu den edelsten Charakterzügen der Königinn gehören aber vorzüglich Wohlthätigkeit gegen Nothleidende und ein unbegränztes Mitleiden mit jedem Unglücklichen. Sie war fast untröstlich, wenn sie dem Unglück nicht abhelfen konnte, oder wenn sie sich gar den Vorwurf machen mußte, es selbst veranlaßt zu haben. Einige gewiß sehr rührende Beweise davon sind folgende:

Ludwig der Funfzehnte jagte einst in der Gegend von Fontainebleau. Ein von mehrern Schüssen verwundetes wildes Schwein stürzte in dem Dorfe Archére wüthend in einen Gar-

ten, in welchem gerade ein Gärtner arbeitete, und richtete diesen Mann so erbärmlich zu, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Die Nachbaren, welche diesem schrecklichen Schauspiele zusahen, ohne dem Unglücklichen helfen zu können, gaben der Frau des Gärtners, welche eine Viertelmeile von dem Dorfe auf dem Felde arbeitete, Nachricht davon. Diese, die ihren Mann schon todt glaubte, erhob das kläglichste Geschrei und war voll Verzweiflung. In diesem Augenblick kam die Dauphine, welche in der Nähe gewesen war, zu Fuß herbeigeeilt, erkundigte sich nach der Ursache ihrer Klagen, und da sie den Grund erfuhr, so war sie auf's äußerste bemüht, das arme Weib nur erst zu trösten, indem sie sowohl ihr, als ihrer ganzen Familie Hülfe und Unterstützung versprach. Sie that noch mehr; mitleidsvoll ließ sie ihren Wagen kommen, und die Frau nebst ihren beiden Kindern, begleitet von einem Bedienten, nach ihrem Dorfe fahren, nachdem sie ihr vorher alles Geld, das sie bey sich führte, gegeben hatte. Sie selbst ging zu Fuße nach dem Sammelplatz der Jagd zurück, und konnte die Zeit nicht erwarten, da ihr der Bediente von dem Befinden des Gärt-

ners Nachricht brachte. Als sie seine traurige Lage erfuhr, war sie beinahe nicht zu beruhigen. Sie weinte und sagte: „O, wie unglücklich würde ich seyn, wenn der arme Mann sterben sollte! Um meinetwillen wurde die Jagd angestellt, ich würde also Schuld an seinem Tode seyn. Wie sollt' ich die Wittwe, wie die unglückliche Familie trösten! Zwar kann ich das Schreckliche ihres Schicksals erleichtern, indem ich sie unterstütze und dem Elend entreiße; aber dies ist nur ein geringer Ersatz. Ich kann doch der Wittwe nicht ihren Mann, den Kindern nicht ihren Vater wiedergeben!“ Glücklicherweise kam der Gärtner mit dem Leben davon, und segnete noch lange mit seiner Familie die Milde seiner erhabnen Wohlthäterinn. Dieses Beispiel von Menschenliebe und gefühlvollem Herzen wurde allgemein bewundert. Es beseelte mehrere Künstler mit Enthusiasmus; sie beeiferten sich, es durch Werke ihrer Kunst zu verewigen, und Dichter besungen diese That in guten und schlechten Versen.

Als sie einst mit ihrem Gemahle in der Gegend des Gartens von Versailles spatzieren ging, erblickte sie ein kleines Mädchen mit einer Schüs-

sel in der Hand: „Was hast du da mein Kind?“ sagte die Prinzessinn. — Es ist Suppe für meinen Vater und meine Mutter, welche hier auf dem Felde arbeiten. „Woraus ist die Suppe gekocht?“ — Aus Wasser und Wurzeln. — „Hast du kein Fleisch dazu?“ — O! Madame, wir sind froh, wenn wir nur Brod satt haben. — „Wie schmeckt denn aber eine solche Suppe?“ Sehr gut, Madame, denn wir arbeiten uns immer recht hungrig, und das ist eben so gut, als wenn wir Fleisch dazu hätten. — „Ließest du sie mich wohl kosten?“ — O, recht gern; Sie wird doch nicht viel davon essen, denn die vornehmen Leute sind bessere Suppen gewohnt. — Die Prinzessinn kostete die Suppe. Das Mädchen sah sie dabei an und sagte: Ach, was sie für einen sauren Mund macht! Hab ichs Ihr nicht gesagt, daß sie ihr nicht schmecken würde? — Gerührt von der Dürftigkeit dieser armen Leute, und erfreuet über die Unbefangenheit und Naivetät des jungen Mädchens, das in der Dame nicht die künftige Königinn ahndete, gab sie demselben sechs Louisd'or, mit den Worten: Hier hast du einige Groschen, bringe sie deinen Eltern, damit sie

sich künftig bessere Suppen kochen können. Das Mädchen nahm das Geld und eilte davon. — Lieber Freund, sagte hierauf die Dauphine zu ihrem Gemahle, ich dächte wir folgten dem Mädchen, um zu hören, was die Eltern sagen werden. Ludwig, der kein süßeres Vergnügen kannte, als Menschen glücklich zu machen, willigte gern in diesen Wunsch, und so begleiteten sie in einiger Entfernung das Mädchen, welches voll Freude auf seine Eltern zueilte, die eben den Schweiß von der Stirne abtrockneten und sich nach ihrem Mittagsbrodte umsahen. Wie groß war die Verwunderung dieser Leute, als sie die Geschichte ihres kleinen Mädchens hörten, und ihr Erstaunen, als sie die Goldstükke sahen! Rührend war ihre Unterhaltung über Gott und die Vorsehung, die so oft unerwartete Hülfe schikke. Ludwig hörte mit seiner Gemahlinn unbemerkt alles an; letztere gestand, daß sie sich lange nicht so glücklich gefühlt habe, und daß sie vorzüglich deswegen ihren erhabnen Stand schätze, weil sie dadurch mehrere Gelegenheit erhalte, ihre Nebenmenschen erfreuen und ihnen wohlthun zu können.

Im August 1776, bald nachher da sie Königinn geworden war, ging sie zu Fuß durch das Dorf St. Michel, nahe bey Versailles, und ward eine sehr bejahrte, kraftlose alte Frau gewahr, welche fünf Kinder bey sich hatte, von denen das jüngste ohngefähr zwey bis drey Jahr alt seyn mogte. Diese Gruppe rührte die weiche Seele der Königinn; sie stand still, betrachtete aufmerksam und nachdenkend die Alte mit ihren Kindern, ging endlich auf sie zu, und erkundigte sich mit Sanftmuth und Milde: ob die Kinder ihr angehörten? Sie erfuhr von der Alten, daß sie die Großmutter dieser fünf Unmündigen sey, welche weder Vater noch Mutter hätten, und für deren Unterhalt sie ganz allein, ihres Alters und ihrer Schwäche ungeachtet, sorgen müsse. Dies machte ihr ganzes Gefühl rege, sie vertheilte alles Geld, das sie bei sich hatte, und versprach, Mutterstelle bei ihnen zu vertreten. Das jüngste Kind nahm sie sogleich mit sich, ließ es erziehen, erlaubte demselben oft zu ihr zu kommen, und hatte viel Vergnügen an seiner Munterkeit und seinen unschuldigen Spielen.

Paris und ganz Frankreich äußerte die lauteste Freude, als die Königinn den 19. Decem-

ber 1778 von einer Prinzessinn entbunden wurde. Ueberall veranstaltete man, um seine Freude an den Tag zu legen, Feste und Lustbarkeiten; die Kirchen ertönten von Danksagungen und Lobgesängen; an die Armen- und Krankenhäuser wurden Wohlthaten und Geschenke ausgetheilet und viele Gefangenen frey gelassen. Die Königinn glaubte ihre dankbaren Gesinnungen gegen den Himmel wegen ihrer glücklichen Niederkunft nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn sie recht viele Menschen an einem einzigen Tage glücklich machte. Sie beschloß daher, funfzig der ärmsten und tugendhaftesten Mädchen, welche aus allen Kirchsprengeln von Paris ausgesucht wurden, zu verheyrathen, und einer jeden derselben 500 Livres Mitgabe, 200 Livres zur Einkleidung ihres Mannes und 12 Livres zur Mahlzeit zu geben. Die 500 Livres mußten die Männer so anwenden, daß sie, wenn sie ein Handwerk gelernt hatten, dafür Meister wurden, und sich das nöthige Handwerksgeräth anschaften. Unter vielen Wohlthaten, deren Ausübung ihr, wie sie zum öftern freudenvoll erklärte, mehr Wonne gewährte, als alle andern durch ihre Nieder-

kunft veranlaßten Freudensbezeugungen, veranstaltete sie auch noch, daß an eben diesem Tage zwei Greise, in Gegenwart der funfzig Neuvermählten, die funfzigjährige Jubelfeier ihres Ehestandes festlich begehen mußten, um dadurch jenen jungen Eheleuten ein Beispiel von glücklichen und dauerhaften Ehen zu geben. Die Greise zogen, begleitet von ihren Verwandten, Kindern, Enkeln, und Urenkeln, in einer feierlichen Procession durch die Hauptstraßen der Stadt und zuletzt versammelten sie sich mit jenen funfzig Brautpaaren in einem großen Saale, wo sie gemeinschaftlich gespeiset wurden. Mußte nicht ein jeder, der diesem Schauspiele beiwohnte, und für edle Handlungen nicht ganz gefühllos war, von der Herzensgüte der Königinn, aus welcher sie ihren Ursprung nahmen, gerührt werden, und für ihre Wohlfahrt die besten Wünsche gen Himmel schicken! — Aber nicht bloß bey der Geburt dieser Prinzessinn zeigte sich die Monarchinn von einer edlen Seite, sondern sie beschäftigte sich auch in der Folge auf eine ruhmwürdige Art mit der Bildung und Erziehung derselben. Alle Morgen um 10 Uhr mußte die junge Prinzessinn, als sie über fünf

Jahr alt war, in ihr Zimmer kommen, und hier bis Mittag unter den Augen ihrer Mutter von ihren Lehrern unterrichtet werden. Die Königinn beobachtete dabei viele Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, und zeigte sich nicht selten so gar sehr ernst und strenge. Sie ließ der Prinzessinn durchaus nichts hingehen, und sah ihr, selbst bei Kleinigkeiten, nie durch die Finger. Folgendes kann davon ein Beispiel geben. Die Prinzessinn hatte einst nicht Lust, eine Stunde zu nehmen; sie gab deswegen vor, daß sie Kopfweh habe. Die königliche Mutter merkte, daß es bloß Laune war, und befahl, daß man sie zu Bette bringen und ihr kein Mittagsmahl geben sollte. Der Appetit fand sich ein, und die Prinzessinn forderte zu essen. Man stellte ihr aber vor: daß ihre Mutter befohlen habe, ihr nichts zu geben, um ihre Kopfschmerzen nicht noch schlimmer zu machen. Ihr Hunger ward endlich so stark, daß sie sich genöthigt sah, ihren Fehler zu gestehen. Man sagte es der Mutter: allein diese erlaubte ihr erst alsdann zu essen zu geben, wenn sie die versäumte Stunde würde genommen haben. Diese pädagogische Strenge beweiset, daß die Königinn eine nicht gemeine

Sorg-

Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder verwendete, und daß sie von der großen Nothwendigkeit überzeugt war, sie frühzeitig an Ordnung und zum Gehorsam zu gewöhnen, und ihrem Eigensinn entgegen zu arbeiten.

Diese wenigen Züge aus dem Leben der Königinn beweisen deutlich, daß sie gewohnt war, groß und edel zu handeln, und ein wahres Vergnügen empfand, Menschen glücklich zu machen. Größer aber noch als im häuslichen Leben erscheint sie uns in ihren schmerzlichen Leiden, und im Tode.

Welche Erhabenheit und Größe des Geistes zeigte die Königinn während ihres langen schrecklichen Gefängnisses und des abscheulichen Verhörs! Die Antworten, welche sie auf die ihr vorgelegten Fragen gab, sind zu schön und zu treffend, als daß nicht einige davon einen Platz in dieser Skizze verdienten, denn sie liefern Beweise, wie sehr ihr Geist sich über die niedere Denkungsart ihrer Ankläger erhob, und wie standhaft und gelassen, in dem Gefühl ihrer erhabnen Würde, sie selbst dem Tode entgegen ging.

Als die unglückliche Monarchin von dem Präsidenten des Revolutionstribunals gefragt

wurde: ob sie nicht vor der Revolution in politischen Verhältnissen mit dem Könige von Ungarn und Böhmen gestanden hätte, und ob diese Verhältnisse dem Interesse Frankreichs nicht zuwider gewesen wären, so antwortete sie: Der König von Ungarn und Böhmen sey ihr Bruder; sie habe bloß in freundschaftlichen und keinen politischen Verhältnissen mit ihm gestanden, und wenn sie ja in politischen Verhältnissen mit ihm gestanden, so hätten diese bloß auf das Wohl des Landes abgezweckt, dem sie durch die Familie zugethan gewesen, in welche sie sich verheyrathet habe.

Frage. Ob sie, noch nicht zufrieden, die Finanzen Frankreichs, die Frucht der Schweißtropfen des Volks, auf eine abscheuliche Art ihren Vergnügungen und Intriguen zu Liebe, zu verschwenden, in Verbindung mit schändlichen Ministern dem Kaiser Milliarden zugeschickt habe, um sich desselben gegen das Volk zu bedienen, von dem sie ernährt worden?

Antwort. Niemals; sie wisse, daß man ihr öfters diese Beschuldigung gemacht habe, daß sie aber ihren Gatten viel zu sehr geliebt, um das Geld seines Landes zu verschwenden; daß ihr Bruder französischen Geldes nicht be-

dürftig gewesen sey, und daß sie es ihm auch schon der Liebe wegen nicht gegeben haben würde, die sie jederzeit für Frankreich empfunden habe.

Frage. Ist bey dem Gastmahle der Leibgarde die Nationalkokarde mit Füßen getreten worden?

Antwort. Das weiß ich nicht. Ist dergleichen vorgefallen, so ist es aus Versehen irgend einer Person geschehen. Hätte mein Gemahl oder ich es bemerkt, so würden wir es sehr gemißbilligt haben. Es ist überdem nicht glaublich, daß Personen, die dem Könige ergeben waren, die Nationalkokarde mit Füßen getreten haben sollten, da der König diese Kokarde selbst trug.

Frage. Welchen Antheil nahmen Sie an den Fortschritten der Waffen der Republik?

Antwort. Das Wohl Frankreichs war mir immer über alles wünschenswerth.

Frage. Glauben Sie, daß die Könige zum Wohl des Volks nöthig sind?

Antwort. Eine einzelne Person kann über eine solche Sache nicht entscheiden.

Frage. Es geht Ihnen gewiß nahe, daß Ihr Sohn einen Thron verliert, den er hätte

besteigen können, wenn das endlich über seine wahren Rechte aufgeklärt gewordene Volk nicht selbst den Thron umgestürzt hätte?

Antwort. Ich werde niemals meines Sohnes wegen etwas bedauren, wenn mein Land dabei glücklich seyn wird.

Frage. Was denken Sie über die Vorgänge am 10. August, als die Schweitzer auf Befehl der Herren des Schlosses, auf das Volk schossen?

Antwort. Ich war außerhalb dem Schlosse, als man zu schießen anfing, und weiß blos, daß nie Befehl dazu gegeben worden.

Diese kleine Probe aus dem weitläuftigen Verhör der Königinn, giebt einen deutlichen Beweis ihres standhaften Betragens und ihrer Geistesgröße. Obgleich man ihr eigentlich nichts, gar nichts überführen konnte, so wurde sie doch verurtheilt: durch das Beil der Guillotine zu sterben. Das ganze Verhör geschahe eigentlich nur, um der Sache ein gewisses rechtliches Ansehen zu geben, denn der Tod der Königinn war schon vorher, ehe man zum Verhör schritt, von den Bösewichtern, die Frankreich tyrannisirten und noch jezt tyrannisiren,

beschlossen. Hätte man aber auch nicht einmal falsche Gründe herbei bringen können, nach welchen der Königinn das Leben abgesprochen werden mußte, so war doch immer der — in Frankreich leider jezt zur Mode gewordene — Grundsatz: daß es aus politischer Nothwendigkeit geschehen müßte, da. Doch auch dieses Grundes bedurfte man nicht einmal.

Der 16. October 1793 war der Tag, welcher Marien Antoinetten von den unaussprechlichen Leiden, die sie eine Zeitlang mit der größten Geduld und Standhaftigkeit ertragen hatte, erlösete. Ihr Todesurtheil hörte sie mit Gelassenheit an, ohne die mindeste Unruhe zu bezeigen und ohne ein Wort zu sagen. Nachher verlangte sie, ihre Kinder noch einmal zu sehen; dies ward ihr auch bewilligt. Der Abschied war rührend. „Lebt wohl meine Kinder“ sagte sie, „ich gehe zu eurem Vater.“ Um Elf und ein Viertel Uhr wurde sie aus der Conciergerie nach dem Richtplatz geführt. Sie saß, wie die gewöhnlichen Verbrecher, auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, und den Rücken gegen das Pferd gekehrt. Sie hatte ein weißes Deshabillé an, und eine kleine

Haube auf dem Kopfe. An der einen Seite saß bei ihr auf dem Karren der Scharfrichter, und an der andern ihr Beichtvater, ein konstitutioneller Geistlicher. Ein starkes Detachement Reuterei umgab den Karren, die Generals der National- garde und Revolutionsarmee, Henriot, Ronsin und Boulanger ritten mit ihrem Generalstabe voran, eine unzählige Menge Volks, besonders Weiber hatten die Straße besetzt, und riefen: Es lebe die Republik. Die Königinn be- hielt ununterbrochen die ruhigste Fassung, und warf selten ihre Blicke aufs Volk. Ihr Ansehn aber war durch die Leiden, die sie während ihrer Gefangenschaft ausgestanden hatte, sehr verän- dert. Ihre Haare waren ganz weiß geworden. Ohne Aengstlichkeit und Andächteley unterhielt sie sich mit dem Geistlichen, der bei ihr saß, und schien mit Zufriedenheit dem Augenblick ihrer Erlösung entgegen zu gehen. Als sie am Fuße des Blutgerüsts angekommen war, äußerte sie einige Ungeduld, und stieg hastig die Treppe hin- auf. Unversehens trat sie hier dem Scharfrich- ter auf den Fuß, und mit der ihr so ganz eige- nen Herzensgüte sagte sie: je demande excuse, Monsieur, je ne l'ai pas fait exprés. Sie

warf sich auf die Knie, und sprach ein Gebet mit soviel Inbrunst, daß der Geistliche versicherte, in seinem Leben nichts so rührendes und hinreissendes gehört zu haben. Um halb ein Uhr machte die Guillotine ihrem Leben ein Ende; sie starb im 38sten Jahre ihres Alters. Ihr vom Körper getrennter Kopf ward von dem Scharfrichter von allen vier Seiten des Schaffots dem Volke gezeigt, das mit Gefühllosigkeit: Es lebe die Republik! rief. Der Körper dieser unglücklichen Prinzessinn ward nach ihrer Hinrichtung nach dem Magdalenen Kirchhofe gebracht und daselbst in vielen Kalk begraben, welches auch vorher an eben dieser Stelle mit dem Leichname ihres unglücklichen Gemahls geschah.

So standhaft, mit wahrem Heldenmuthe und einer bewundernswürdigen Geistesgröße starb Marie Antoinette, nachdem sie ihren Gemahl seit dem 21sten Januar 1793 überlebt hatte, gewiß von jedem gefühlvollen Herzen bedauert, und eines bessern Schicksals würdig. Ja selbst diejenigen Franzosen, in denen noch nicht ganz alles Gefühl für Menschlichkeit erstorben ist, gestehen, daß diese Königinn ein besseres Schicksal verdient hätte.

Was die französische Nation schon vor der Revolution am meisten gegen die Königinn aufbrachte, war die berühmte Halsbandgeschichte, welche hier einer Erwähnung um so eher verdient, je mehr man sich derselben bediente, um dem Volke einen unauslöschlichen Haß gegen dieselbe einzuflößen. Man verdrehete alle Umstände, um die Wahrheit zu verdunkeln, und, leider! erreichte die Bosheit nur zu sehr ihren Zweck. Sie selbst war an der Halsbandgeschichte ganz unschuldig, und es ist nie bewiesen worden, daß sie von der eigentlichen Verhandlung auch nur den kleinsten Umstand gewußt habe; und wußte sie etwas davon, so war es eine leicht zu verzeihende Unbesonnenheit, aber kein Verbrechen.

Der Kardinal Rohan, welcher bey dieser Geschichte die Hauptperson spielte, ist ein äußerst gutmüthiger, aber auch zugleich schwacher Mann. Vorsetzlich Böses zu thun, ist er fast nicht fähig: aber er ist eine von den kleinen Seelen, welche sich selbst überreden, daß sie auch dann gut handeln, wenn ihre Handlungen wirklich böse sind. Er hat keinen eignen Willen, keine Grundsätze; immer folgt er dem Eindrucke

des gegenwärtigen Augenblicks, oder dem Rathe derer, die um ihn sind, und denen er sein Zutrauen schenkt. Von dem Umfange seiner Geistesfähigkeiten, mag dieses ein Beweis seyn, daß er, als er Gesandter am Wiener Hofe war, zu der Zeit, da die Theilung in Pohlen vorging, von der ganzen Sache, bis sie geschehen war, nichts bemerkte, nichts vermuthete, und dadurch seinen Hof vor ganz Europa lächerlich machte. Diese Gesandschaft war überhaupt die Quelle alles Unglücks, welches den Kardinal in der Folge betraf. Breteuil war schon zum Gesandten ernannt. Seine heimliche Instruktion bestand darin, die Heyrath des Dauphins mit der Tochter der Kaiserinn Maria Theresia zu negociiren. Er war eben im Begriffe abzureisen, als der Kardinal, durch die Kabalen seiner Familie, welche diese Heyrath zu hintertreiben suchte, und eine Verbindung mit Sardinien wünschte, (mit welchem Hause die Rohans verwandt sind,) an Breteuils Stelle, zum Gesandten nach Wien ernannt wurde. Breteuil mußte zurück bleiben, und war von diesem Augenblick an des Kardinals unversöhnlicher Feind. Nun reiste der Kardinal nach Wien, und statt wie ihm aufge-

tragen war, die Heyrath zu negociiren, wandte er alles an, um dieselbe zu hintertreiben. Er schrieb sogar an Ludwig den Funfzehnten eigenhändige Briefe, worin er über die Prinzessinn Marie-Antoinette grobe Unwahrheiten und fein erdichtete Verläumdungen zu setzen wagte. Aber seine Maaßregeln waren von keinem Erfolg. Die Heyrath kam dennoch zu Stande, und Ludwig der Funfzehnte verwahrte die Briefe des Kardinals in seiner Schatulle. Die Königinn erfuhr, daß Briefe dieser Art vorhanden wären, und sobald Ludwig todt war, ließ sie diese Schatulle sogleich wegnehmen. Sie öffnete sie, las die Briefe, und war, wie man sich leicht vorstellen kann, über den Kardinal sehr erbittert: doch dachte sie zu groß, um wegen einer Beleidigung, deren Ahndung sie weit unter ihrer Würde hielt, sich zu rächen. Ludwig der Sechszehnte wurde König, und der Kardinal kam, so wie vorher, von Zeit zu Zeit nach Hofe. Die Königinn unterhielt sich zwar nur selten mit ihm, sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn hasse, doch aber beleidigte sie ihn nicht.

So hätte der Kardinal noch lange und ungestört leben können: zum Unglück aber wurde er

mit dem abgefeimtesten Bösewicht und Betrüger unsers Jahrhunderts, mit Caglioſtro in Straßburg bekannt. Caglioſtro sah bald, was für einen Mann er vor sich hatte, und ward in kurzer Zeit der unzertrennliche Vertraute des Kardinals. Er versprach, Gold zu machen, und das war es eben, woran es dem Kardinal, der mehrere Millionen schuldig war, fehlte; er rief Geister aus der Unterwelt hervor, und dies war für den Kardinal ein neuer stark erschütternder Zeitvertreib; er gab vor, das Geheimniß, Liebestränke oder Philtra, zu verfertigen, wodurch man sich nach Gefallen die Liebe eines jeden Frauenzimmers erwerben könne, zu besitzen und ein solches Mittel war dem Kardinal, der den Umgang mit dem andern Geschlechte, bei erschöpftem Körper und erschöpfter Börse, nur noch aus Gewohnheit fortsetzte, nunmehro unentbehrlich geworden. So lebte Caglioſtro mit dem Kardinal, und hielt ihn zwischen Furcht und Hoffnung so meisterhaft hin, daß dieser, ohne seinen Rath, gar nichts mehr zu thun wagte. Der Versuch mit dem Liebestranke wurde an Caglioſtro's Frau zuerst gemacht; und man kann sich leicht vorstellen, daß er vortref-

lich gelang. Cagliostro ging mit dem Kardinal nach Paris, und erhielt dort, da er unter Protection eines so hohen Gönners erschien, bald ein sehr großes Ansehen. Dies war aber nicht alles, was er wollte; er suchte Geld, und auch dazu fand sich bald genug Gelegenheit. Der Kardinal, dessen mildthätige Güte allgemein bekannt war, hatte sehr oft Besuche von Personen, welche die Noth zu ihm trieb, und die er auch selten ohne Unterstützung weggehen ließ. Auf diese Weise kam im Jahre 1781 eine gewisse Dame de la Motte zu ihm, die aus einer alten Familie herstammte, aber in das tiefste Elend versunken war. Er gab ihr Geld aus Mitleiden, und bezahlte eine beträchtliche Summe, welche sie dem Juden Cerf Beer in Straßburg schuldig war. Kaum waren diese Schulden bezahlt, als sie aufs neue zu borgen anfing, und aufs neue in das Elend gerieth, aus welchem sie der Kardinal kaum gezogen hatte. Dieser Zustand dauerte fort, bis zum Jahre 1784, wo die Noth sie aufs äußerste trieb. Nun fing sie an, sich ihres listigen und ränkevollen Charakters zu bedienen, um sich Geld zu verschaffen. Den ersten Probeversuch machte

sie mit dem Kardinal von Rohan, ihrem Wohlthäter. Sie kannte die unglaubliche Schwäche, und die gutmüthige Leichtgläubigkeit dieses Prälaten. Den Plan dazu legte sie sehr fein an. Sie erschien auf einmal unter einer neuen Gestalt. Sie schaffte sich ein Cabriolet und Pferde an; fuhr nach Versailles, und zurück; gab vor, mit der Königinn genau bekannt zu seyn; flüsterte ihren Freunden und Hausgenossen, über diese Bekanntschaft ganz sonderbare Dinge ins Ohr; erzählte einige Umstände von den geheimen Unterredungen, welche sie mit der Königinn halte; zeigte, mit geheimnißvoller Miene, Briefe, von denen sie vorgab, daß sie, von der Königinn an sie geschrieben wären, und bezeichnete in diesen Briefen einige auffallende Ausdrücke. Sie behauptete, daß sie in kurzer Zeit mit Ehrenstellen und Glücksgütern überhäuft seyn werde, und daß ihrer Protection und ihrem Vorworte bei der Königinn künftig nichts zu schwer seyn könne. Diese fein gesponnene Geschichte erzählte sie im Mai 1784 auch dem Kardinal; auch ihm zeigte sie die vorgeblichen Briefe von der Königinn, weil ihr wohl bekannt war, daß er die Handschrift der Kö-

niginn nie gesehen hatte, und folglich den Betrug nicht entdecken konnte. Zugleich stellte sie ihm ihre vertraute Bekanntschaft mit der Königinn als das sicherste Mittel vor, ihn mit derselben auszusöhnen. „Gern will ich," setzte sie hinzu, „aus Dankbarkeit für ihre großen Wohlthaten dieses schwere Werk unternehmen." Der leichtgläubige Kardinal, der eine Aussöhnung mit der Königinn sehnlichst wünschte, ergriff begierig diesen Funken von Hofnung, und drang täglich in die Gräfinn, ihr Versprechen zu erfüllen. Endlich, seiner Zudringlichkeiten müde, sagte sie zu ihm, im Sommer 1784, „die Kö„niginn geht an den kühlen Sommerabenden „oft, in Begleitung ihrer Hofdamen, im Park „zu Versailles spatzieren; finden Sie sich dort „ein, vielleicht haben Sie das Glück, die tröst„liche Nachricht, daß sie Ihnen wieder ihre Zu„neigung schenkt, aus ihrem eigenen Munde zu „hören." Nun ging der Kardinal alle Abende, bis in die späte Nacht, in dem Garten auf und ab. Im August 1784 kam, gegen elf Uhr des Nachts, die Gräfin la Motte dem einsamen Spatziergänger entgegen, und sagte: „Die Kö„niginn erlaubt, daß Sie sich ihr nähern."

Furchtsam schwankt der Kardinal an der Hand der Gräfinn vorwärts und findet eine Dame, deren Gesicht durch eine große Haube, die sie trug, ganz versteckt war, und die man ihm als die Königinn ankündigte. Diese vorgebliche Königinn sagt: „Sie dürfen hoffen, daß das Vergangene vergessen seyn wird.“ Kaum sind diese Worte ausgesprochen, als schon eine Stimme die Ankunft des Grafen und der Gräfinn von Artois ankündigt. Der Kardinal zieht sich zurück, dankbar, zufrieden und entzückt, und verläßt den Garten in Gesellschaft der Gräfinn. Das Frauenzimmer, welches die Rolle der Königinn spielte, war ein Freudenmädchen aus dem Palais Royal. Sie hieß Oliva und war dazu, wie sie nachher selbst gestand, von der Gräfinn la Motte gedungen, unterrichtet, nach Versailles und wieder zurückgebracht, auch für den geleisteten Dienst bezahlt worden. Uebrigens war dieses Mädchen von dem Geheimniß nicht unterrichtet; sie glaubte nur zum Werkzeug eines unschuldigen Scherzes gedient zu haben. Alle diese Umstände hat die Gräfinn in ihrem Verhör selbst eingestanden.

Von diesem Augenblicke an beherrschte nun die Gräfinn la Motte den Kardinal, der ihr

Staatliche Bibliothek Regensburg

ihr seine Aussöhnung mit der Königinn schuldig zu seyn glaubte, ganz. Alles was sie ihm im Namen der Königinn befahl, wurde eben so schnell und pünktlich ausgeführt, als ob es die Königinn selbst befohlen hätte. Von dieser Gemüthsstimmung des Kardinals machte die Gräfinn sogleich Gebrauch. Noch in demselben Monat (August 1784) forderte sie von ihm, im Namen der Königinn 60,000 Livres, für eine unglückliche Familie, für welche sich, wie sie vorgab, die Königinn interessire. Sie erhielt das Geld sogleich, und konnte den Freudenrausch, in welchem sie sich bei dem Anblicke desselben befand, sogar vor dem Ueberbringer nicht verbergen. Im November forderte sie abermals im Namen der Königinn 100,000 Livres, zu gleichem Zwecke, und erhielt auch diese Summe. Durch solche Mittel erworbene Güter werden gemeiniglich eben so leichtsinnig wieder verschwendet, als unüberlegt sie verdient wurden. Bis jezt war die Gräfinn im Elend. Nun hat sie Geld, und nun erscheint sie auf einmal als Dame vom ersten Range. Silbergeschirr, Juwelen, Bediente, Wagen, Pferde werden angeschafft, Häuser gekauft, Gastmähler gegeben,

und

und so groß auch die Summe war, welche sie erhalten hatte, so war sie doch in kurzer Zeit durchgebracht. Nun sann die Gräfinn auf neue Mittel zu betrügen; und da sie voraus sah, daß sie eine solche Rolle, ohne entdeckt zu werden, nicht lange würde spielen können, so war sie auf einen beträchtlichern Fang bedacht, der sie auf einmal reich machen sollte, wornach sie mit dem Kardinal zu brechen, ihm alles zu entdecken, und wegen seiner Leichtgläubigkeit über ihn zu lachen vorhatte. Dazu gab ihr das berühmte Halsband von Diamanten Gelegenheit, wovon einige Jahre vorher in Paris sehr viel gesprochen worden war. Dieses schöne Halsband, dessen Werth auf 1,600,000 Livres geschätzt wurde, war der Königinn angetragen worden, und es gefiel ihr so sehr, daß sie es zu besitzen wünschte. Sie sprach darüber mit dem Könige. Dieser aber, seinen ökonomischen Grundsätzen getreu, antwortete: „Anderthalb Millionen für ein Halsband? Dafür kann ich ja ein Kriegsschiff haben; und das thut mir mehr Dienste.“ Von dieser Zeit an sprach die Königinn nicht mehr von dem Halsbande, that auf den Ankauf desselben Verzicht, und schien es ganz vergessen zu

haben. Madame la Motte, welcher diese Umstände bekannt waren, hielt dieß für eine gute Gelegenheit, den Kardinal, unter dem Vorwande, es für die Königinn einzukaufen, diesen auserlesenen Schmuck bezahlen zu lassen, und denselben für sich selbst zu behalten. Nun erfand sie einen Plan, welcher in den Jahrbüchern der Intrigue Epoche macht. Am 29sten Dec. 1784 ließ sie sich von den Juwelenhändlern das berühmte Halsband zum ersten Male bringen. Man verlangt ihre Vorbitte bey der Königinn. Sie stellt sich, als wenn sie mit Widerwillen sich in eine fremde Angelegenheit mische, verspricht aber endlich, was von ihr verlangt wird. Am 21sten Januar 1785 macht sie den Juwelenhändlern Hoffnung zum Kaufe. Der Kardinal, welcher lange von Paris abwesend und jezt erst zurückgekommen war, schließt endlich diesen Kauf im Namen der Königinn, von welcher er durch Madame de la Motte positive Befehle erhalten zu haben glaubt; er übergiebt den Juwelenhändlern ein Papier, welches die Bedingungen des Kaufs enthält und unterzeichnet ist: Marie — Antoinette de France. Die Einfalt des Kardinals erscheint hier wirklich zum

Bewundern groß: das listige Weib führt ihn ganz; er läßt sich in der Schlinge fangen; der alt gewordene Hofmann hat auch nicht einen Schatten von Mißtrauen. Sein Herz mag gut seyn, aber seinen Kopf hat, wie man hieraus sieht, die Natur sehr vernachlässigt. Nach sechs Monaten wird der erste Zahlungstermin bestimmt. Der Kauf ist nun geschlossen und der Kardinal im Besitze des Halsbandes. Er zeigt es Cagliostro, sagt ihm, es sey für die Königinn, und eilt nach Versailles, um der la Motte diesen Schatz zu überbringen. Zitternd vor Freuden ergreift sie das Kästchen, worin das Halsband eingeschlossen ist, und sagt stammelnd: „Die Königinn wartet darauf, heute Abend soll „sie es haben.“ Den folgenden Tag sagt sie ihm, der Schmuck sey in den Händen der Königinn, und der Kardinal wünscht sich selbst Glück, eine so wichtige Negociation so glücklich geendigt zu haben. Kaum kann er es erwarten, diesen Schatz an dem schönen Halse der Königinn zu sehen, und da er selbst bei Hofe nicht zu erscheinen wagt; so schickt er täglich seinen Kammerdiener, um zu erfahren, wie die Königinn angezogen ist? und täglich antwortet der Bediente,

„so wie gewöhnlich.“ Er geht selbst zu den Juwelenhändlern, und räth ihnen, der Königinn für ihre Gnade zu danken, Schüchternheit verhindert sie aber dem Rathe zu folgen. Die Königinn trägt den Schmuck nicht; der Kardinal wundert sich darüber; aber Madame la Motte erklärt ihm die Ursache, warum es nicht geschehe, und er gibt sich zufrieden. Indessen rückt der erste Zahlungstermin heran, die sechs Monate sind, am 31sten Junius 1785, verflossen, und noch hat der Kardinal von der Königinn kein Geld erhalten. Er geht zu den Juwelenhändlern, sagt ihnen dieses, und bittet sie inständigst, selbst an die Königinn zu schreiben. Sie folgen seinem Rathe, schreiben an die Monarchin, und am 12ten Julius wird der Brief der Königinn übergeben. Indessen hatte die la Motte das Halsband zerstückelt. Im März und April verkaufte sie eine große Menge von Diamanten für eine beträchtliche Summe, und läßt sich Armbänder aus andern verfertigen, die sie liefert. Der Graf la Motte, ihr Mann, geht nach England, und verkauft auch dort Diamanten für eine große Summe. Im Junius kommt der Graf nach Paris zurück, und er sowohl als seine

Frau leben im größten Ueberfluß. Die arme la Motte, die noch vor einem Jahre bettelte, geht jezt, nicht anders als mit Diamanten bedeckt, aus. Die Königinn hatte am 12ten Julius den Brief der Juwelenhändler mit einem Erstaunen erhalten, das sich leichter vorstellen als begreifen läßt. Dieser Brief war in den aller ehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßt; der Kardinal Rohan war so wenig, als jemand anders darinn genannt; daher konnte die Königinn, die von allem nichts wußte, gar nicht begreifen, wovon die Rede sey; und dieß war auch die Antwort, welche sie den Juwelenhändlern sagen ließ. Der Kardinal erfährt dieses, erschrickt, und fängt zum erstenmal an zu zweifeln. Er gibt sich Mühe etwas von der Handschrift der Königinn zu erhalten; einer seiner Freunde verschafft ihm einige Zeilen, diese vergleicht der Kardinal mit den Papieren, welche er von ihrer Handschrift über diesen Kauf zu haben glaubt, und entdeckt den Unterschied. Indessen fängt die Sache an Aufsehen zu machen, und bekannt zu werden. Madame la Motte verläßt in Gesellschaft ihres Mannes Paris. Der unruhige Kardinal frägt Cagliostro um Rath; dieser zitirt

Geister, macht magische Zirkel und sucht den Kardinal zu beruhigen. Wie viel Antheil der Betrüger an der Geschichte hatte, ist nicht ausgemacht worden; doch erhellt deutlich aus dem Prozesse, daß er sich mit Madame la Motte sehr gut verstand, und daß ein großer Theil der Diamanten durch seine Hände gegangen war. Am 9ten August erhielten die Juwelenhändler eine Audienz bey der Königinn; am 12ten übergaben sie dem Könige eine schriftliche Klage, und am 15ten wurde der Kardinal in Verhaft genommen und nach der Bastille gebracht. Wer könnte sich enthalten, den Kardinal in dieser traurigen Lage zu bedauren? Er, der so viele Schritte gethan hatte, bloß allein in Hoffnung mit der Königinn ausgesöhnt zu werden, und ihre Gnade wieder zu erlangen, erfährt nun mit Schrecken und Erstaunen, daß alle diese Schritte die empfindlichsten Beleidigungen für die Monarchin waren; Beleidigungen, für welche er nun gar keine Verzeihung mehr hoffen konnte. Seinem Nachdenken in dem stillen und einsamen Gefängniß überlassen, was für traurige Stunden mußte er da nicht verleben! Der la Motte wurde nachgesetzt, sie

ward gefangen genommen, aber ihr Mann entfloh nach England.

Dieses ist die wahre Geschichte des gestohlnen Halsbandes, welche soviel Aufsehen in ganz Europa gemacht hat. Daß die Königinn an dem Kaufe desselben und an der ganzen Verhandlung gar keinen Antheil hatte, ist in dem Prozesse so deutlich bewiesen worden, daß hierüber kein Zweifel mehr übrig bleiben kann. Das Libell, welches die la Motte nachher in London gegen die Königinn drucken ließ, ist durchaus falsch und erdichtet; es setzte aber in Frankreich ihren Charakter nur noch tiefer herunter. Stäupen und Brandmarken war für ein solches Weib wahrlich eine zu geringe Strafe!

II.

Einige Züge aus dem Leben des Herzogs von Orleans.

Die fürchterlichen Greuelthaten, die die Franzosen noch täglich begehen und wodurch sie sich bey jedem Gefühl besizzenden Menschen im höchsten Grade verhaßt machen, sind gewiß nicht diesem Volk, gewiß nicht einmal dem Pöbel desselben allein beyzumessen, sondern denjenigen Bösewichtern, deren Seelen gleichsam in diese Volksklasse wirkten.

Frankreichs gute Bürger beteten Ludwig den Unglücklichen an; sie waren es aber auch, die — von Bösewichtern in einen undurchschaulichen Nebel gehüllt und zu Freiheitsschwärmern gemacht — ihn jauchzend zum Schaffot führten; und eben diese Bürger werden es auch

seyn, die einst, wenn sie erst einsehen was Freiheit, Gleichheit, und Bürgerglück ist — Ludwigs Andenken segnen; selbst der Kalk, der seine irdische Hülle absichtlich verzehren mußte, wird ihnen heilig seyn. Es liegt in dem Charakter der Nation, daß sie sich jezt so leicht zu Thaten verleiten läßt, vor welchen die Menschheit schaudert, die sie aber hoffentlich eben so leicht auch wieder verabscheuen wird.

Unter den Bösewichtern, die über Frankreich das größeste Unglück, was je nur über eine Monarchie gebracht werden kann, verbreitet haben, steht Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, oben an. Er war Anfangs das Hauptrad in jener teuflischen Maschine, durch welche Frankreichs gute Bürger, Barbaren, Frankreichs gesittete Menschen, Unmenschen wurden, in denen jedes Gefühl für Tugend erstorben zu seyn scheint, deren Handlungen die Menschheit nicht allein entehren, sondern gar vernichten. Er gab sich im Jahre 1792 den Namen Egalité, um einen Deckmantel seines eigentlichen Plans zu haben, der auf ein allgemeines Verderben abzielte. Der Geschichtskenner entdeckte demohngeachtet das Vorhaben des

Bösewichts, Frankreichs Bürger aber liessen sich täuschen.

Dieser Mensch wurde 1747 geboren. Sein Vater war wegen seines sanften und gutmüthigen Charakters sehr beliebt, seine Mutter hingegen hatte den Pfad der Tugend verloren und irrte auf dem breiten Wege des Lasters; sie starb auch an den Folgen ihrer Lebensart einen Tod, den sonst nur die Verworfensten des weiblichen Geschlechts zu sterben pflegen.

Seine erste Erziehung unter einer solchen Mutter und die Gegenstände, welche ihm in seiner Kindheit täglich vor Augen schwebten, machten ihn schon da zum Bösewicht. Seine Jugendgeschichte bestehet aus einer Reihe von Auftritten, die der Wohlstand zu beschreiben verbietet, und worüber die Schamhaftigkeit gern einen Schleyer wirft. Auf Anrathen Ludwigs des sechzehnten heyrathete er die schöne, wegen ihrer musterhaften Aufführung allgemein beliebte Tochter des Herzogs von Penthievre; dieser Heyrath ungeachtet setzte er aber seine bisherigen Ausschweifungen nach wie vor fort, und diese tugendhafte Prinzessinn war deshalb auch genöthigt, sich wieder von ihm scheiden zu

lassen. Im Palais Royal, seiner Wohnung, feyerte man wahre Bacchanalien, und zu St. Cloud wurden Schauspiele aufgeführt, die man nicht ohne Abscheu auch nur lesen kann.

Als der ausgemergelte Körper des Herzogs zu Fortsetzung dieser Lebensart keine Kräfte mehr hatte, so fing die Spielsucht an, ihn zu beherrschen. Er ging nach England und fand dort Geschmack an den Pferderennen, brachte auch Pferde und Jokeys mit sich nach Frankreich herüber, und machte auch hier das Pferderennen zur Mode. Bey Vincennes, in der Ebene zu Sablons bey Fontainebleau und an andern Orten sah man Pferderennen und Wetten wie in England. Tausende wurden gewettet und der Herzog gewann am meisten; denn er hatte aus England Reuter mit gebracht, die mit allen Kunstgriffen genau bekannt waren, welche angewandt werden müssen, um die Wette zu gewinnen, oder auch sie zu gehöriger Zeit zu verlieren. Er gewann allein, er gewann Alles und Niemand wollte mehr mit ihm spielen. Einige Herren des Hofes versanken dabei in eine fürchterliche Schuldenlast. Um dieser Sache mehr Ansehn und Dauer zu geben, suchte

er den König mit darinn zu verwickeln, der bis jezt noch keinen Theil daran genommen hatte. Er schickte deshalb während des Rennens den Marquis von Conflans zum Könige, um ihm sagen zu lassen, alle Herrn des Hofes seyen beym Spiel interessirt und wünschten, daß Sr. Majestät Theil daran nehmen möchten. Dieser aber, von jeher ökonomisch und ein Feind aller Spiele, antwortete: „damit es nicht scheine, als wollte ich allein nicht mitspielen, so will ich auch einen Thaler wetten!“

Von dem Grafen von Artois gewann Orleans einst tausend Louisd'or, indem er den Jokey desselben bestach. Dabey litt das berühmte Pferd des Grafen so sehr, daß es hinkend wurde und für 150 Livres verkauft werden mußte, da es von diesem mit 42,800 Livres bezahlt worden war. Ludwig sahe ein, daß durch dieses Spiel Orleans die Großen des Hofes bestahl, er ließ es daher gänzlich verbieten, und nun waren Hazardspiele die Lieblingsneigungen des Herzogs. Er spielte beständig mit Glück; selbst in den berühmtesten Spiel-Klubs zu London gewann er, und man sagte deshalb von ihm: „Monsieur le Duc sçait corriger la fortune.“

Durch die unglaublich große Furchtsamkeit und Feigheit seines Charakters wurde er denen, die um ihn waren, öfters lächerlich. Er war ein äußerst unruhiger, intriganter, kabalirender, geiziger, wollüstiger, ehrsüchtiger, rachgieriger, projektmachender Prinz. Sein Plan war gemeiniglich gut ausgedacht; seine Mittel führten gerade zum Zwekke; aber was im Wege lag, wurde niedergetreten, oder auf die Seite geschafft, und nichts vermogte seinen Gang aufzuhalten. Zwey große und wesentliche Fehler vereitelten indessen alle seine Plane; zwey Fehler, von denen schon jeder einzeln die Ausführung großer Plane ganz unmöglich macht. Zaghaftigkeit war der eine, Uebereilung der andre. Vermöge der ersten fehlte es dem Herzoge an Muth in Gefahr, an Standhaftigkeit, an Gegenwart des Geistes bey unvorhergesehenen Vorfällen, und an Entschlossenheit in der Ausführung. Und was kann Großes geschehen, wo diese Eigenschaften fehlen? Wie kann der das Haupt einer Verschwörung seyn, ein mächtiges Reich erobern, den Zepter aus den Händen eines Monarchen winden, der noch nicht gelernt hat, sein Leben für nichts zu achten? der

in Ohnmacht fällt, wenn er den großen Streich führen soll? der einen Panzer von Pappdekkel anzieht, wenn er die Rotte der von ihm selbst gedungenen Meuchelmörder anführt? Immer ließ er den bequemsten Zeitpunkt vorüberstreichen, zögerte und zagte, bis der günstige Augenblick unwiederbringlich verloren war. Er verstand gar nicht die seltne Kunst, die Gelegenheit bey der Stirnlokke zu ergreifen: eine Kunst, welche nie einem wirklich großen Manne fehlt, und die niemals ein mittelmäßiger Kopf lernen wird. Uebereilung war sein zweyter Fehler. Entweder wartete er zu lange, oder nicht lange genug. Ungeduldig, sein Vorhaben ausgeführt zu sehen, übereilte er sich, und schlug den Streich, noch ehe es Zeit war. Dadurch verrieth er seinen Plan und verfehlte seinen Zweck. Verschwiegenheit, eine Tugend, ohne welche doch unmöglich etwas Großes ausgeführt werden kann — besaß er überdem auch nicht. Zufolge dieser Schilderung seines Charakters glaube ich, so gefährlich auch seine Plane waren, stand dennoch nicht sehr viel von ihm zu befürchten, weil sein Charakter gerade so war wie er seyn mußte, um das Gelingen seiner Pro-

jekte selbst zu verhindern. Seine Seele war klein und schwach und hatte nicht Muth und Kraft genug. Bey dem Ehrgeitze, dem Hange zur Wollust und den Grundsätzen eines Julius Cäsar, besaß er glücklicherweise, weder dessen Seelengröße, noch seinen Muth, noch seine Talente.

Der Nation und vorzüglich den Parisern, machte er sich verhaßt, indem er sie, aus Eigennutz, eines der schönsten öffentlichen Spaziergänge des Palais Royal beraubte. Eine große Menge Menschen verlor dabey nicht bloß Vergnügen, sondern auch Unterhalt. Eine Menge Prozesse gegen den Herzog wurden beym Parlamente anhängig gemacht, alle aber wurden entweder gar nicht oder zum Vortheile des Herzogs entschieden und dadurch nahm die Zahl seiner Feinde noch immer mehr zu.

Er unterstützte Nekkern gegen alle Hofkabale und erhielt ihn bey seiner Stelle, ungeachtet Nekker, wie Jedermann wußte, der Königinn persönlich verhaßt war. Durch den Herzog wurde Nekker Finanzminister, und die Verläumdung sagt, Nekker sey auch, während er den königlichen Schatz verwaltete, gegen seinen Wohlthä-

ter, auf Kosten der Nation, sehr dankbar gewesen. In dem Lit de Justice, welches der König im Parlement hielt, war es der Herzog, der gegen den despotischen Befehl des Monarchen zu protestiren wagte. Er wurde dafür vom Hofe verwiesen, dieser Schritt söhnte ihn aber wieder mit dem Volke aus, und es setzte bald alle seine Hoffnungen auf ihn. Zur Erreichung seiner Absichten mußte er das Volk auf seiner Seite haben, und er war also darauf bedacht, es mit Großmuth zu täuschen. Deshalb theilte er während des strengen Winters viel Geld unter die Armen aus. Beträchtliche Summen wandte er aber auch daran, um seine Freunde zu Abgesandten bey den Reichsständen erwählen zu lassen, wo er sich eine starke Parthey zu machen suchte. Sehr viele Mitglieder der ersten National-Versammlung hatten ihre Wahl dem Herzoge zu danken. Er wurde selbst gleich im Anfange zum Präsidenten der National-Versammlung gewählt, aber er nahm diese Stelle nicht an, weil sie ihm zu beschwerlich war.

Um diese Zeit kam Mirabeau, als Abgesandter des Bürgerstandes der Provence, nach Paris, und dies war gerade der Mann, den der Herzog

suchte. Er, selbst von Adel, selbst ein Graf, hatte seinen Adel aufgegeben, um Abgesandter des Bürgerstandes zu werden. Jedermann kannte Mirabeau. Man wußte, daß er ein Mann ohne Sitten war, der sein Vermögen verzehrt hatte, und der von seiner Familie und dem Adel seiner Provinz verachtet wurde. Durch Schriften gegen Religion und Regierung hatte er sich selbst entehrt, und es war ihm kein andres Mittel übrig geblieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, als Sonderbarkeit. Er fing daher an, gegen die Großen und gegen den Adel zu deklamiren, schrieb Broschüren und Journale in Menge, weil ihn der Hunger dazu trieb. Man rieth dem Herzoge, diesen Mann in sein Interesse zu ziehen. Er that es, schenkte Mirabeau Wagen, Pferde und Geld, dieser nahm es mit Dank an und erbot sich zu allem, wozu man ihm gebrauchen wolle.

Auch der Abbé Sieyes war ein vertrauter Freund des Herzogs. Er schrieb Broschüren zu Gunsten des Bürgerstandes, die unter dem Namen des Herzogs, welcher sich dadurch populair zu machen suchte, herauskamen. Im Pallaste des Herzogs, im Palais Royal, versamm-

leten sich die Verschwornen und der aufrührerische Pöbel. Im Palais Royal wurde an die Soldaten und den Pöbel Geld ausgetheilt. Vom Palais Royal aus zogen die, welche die gefangenen Soldaten befreieten, die, welche die Bastille einnahmen, und auch die, welche den Herzog zum Protektor des Königreichs ausriefen oder doch wenigstens ausrufen wollten. Im Palais Royal war es, wo der höllische Plan entworfen wurde, Ludwig den Sechszehnten zu ermorden. Orleans war's, der das verkleidete Weiber-Complot nach Paris brachte; er war mit den als Weiber verkleideten Mördern einverstanden, ging mitten unter sie, sprach mit denen gar freundlich, die die heftigsten Verwünschungen gegen die Königliche Familie ausstießen, grüßte sie und beschenkte sie reichlich. Die Meuchelmörder waren fast beständig um ihn und riefen: „Orleans soll unser König werden;“ sie waren seine Kreaturen und wurden von ihm besoldet: jeder derselben erhielt funfzig Louisd'or. Jede Greuelthat, wenn sie auch noch so schrecklich war, und nur zu seinem Zweck etwas beytrug, war ihm angenehm, sie machte ihm Freude; er war Urheber aller Mordscenen,

die, während er das Haupt der Verschwörung war, ausgeübt wurden. Allenthalben hatte er seine Spione, so gar drangen diese in die Zimmer des Königs und der Königinn und durch sie erfuhr er alles. Mirabeau war ganz zu seinen Diensten, ganz seine Kreatur. Er machte Plane, die ausführbar waren, aber Orleans war zu feige, sie auszuführen; er hatte nicht Herz genug, die Maaßregeln zu ergreifen, die jener ihm vorschrieb, und ohne welche man nicht zum Ziel gelangen konnte. Hätte Orleans Mirabeaus Geist gehabt, so starb Ludwig nicht durch die Guillotine, wohl aber ein Jahr früher durch die Hand der Meuchelmörder. Mit diesem Geiste hätte er eher die Rolle eines Brutus, eines Cäsar, eines Tell, eines Oranien, eines Cromwell übernehmen und glücklich zu Ende bringen können, als mit seinem Knabengeiste. Mirabeau starb zu früh für Orleans, denn mit ihm starben alle seine Plane; seine Machinationen waren jezt nicht mehr auf Gründe gestützt, die sie tragen konnten und seine übrigen Kreaturen waren theils zu schwach, um ihn gehörig zu unterstützen, theils wurden sie ihm abtrünnig. Er sahe sich

am Ende fast ganz verlassen und fühlte sich nun selbst zu schwach zu der Rolle, die er zu spielen übernommen hatte. Kleinmüthigkeit und Furcht trieb ihn aus Paris. Er, der Ludwigs Tod so eifrig beförderte, der alle Mittel anwandte, um die Mehrheit der Stimmen für seinen Tod zu werben, der damals noch nicht alle Hoffnung aufgab, Protektor von Frankreich zu werden, mußte ein halb Jahr später eben durch die Maschine sterben, die seinem Monarchen, seinem Wohlthäter das Leben nahm; und eben das Volk, das von ihm bestochen, in das Blut Ludwigs frohlokkend Tücher tauchte, freute sich jezt herzlich, sein Blut auf eben die Art fließen zu sehen. Die Vorsicht wollte es, daß dieser Bösewicht schon hier auf Erden einen Theil des Lohns seiner Schandthaten erndten sollte.

Glaubwürdigen Nachrichten zufolge soll er in einer Ohnmacht gestorben seyn. Er war wie rasend, da er das Palais Royal sahe, wo man mit Fleiß den Karren 5 Minuten halten ließ, glaubte bis zum Schaffot hin, daß er gerettet werden würde, fiel auf demselben um und mußte von dem Scharfrichter zu dem Beile der Guillotine hingeschleppt werden.

Wie gelassen, in dem Gefühle ihrer erhabenen Würde, blieb dagegen Marie Antoinette, Königinn von Frankreich! Wie sehr sticht ihr: je demande excuse, Monsieur, je ne l'ai pas fait exprés, gegen Orleans Raserey ab! — O! Verzeihung, edler Schatten, daß ich dich aus der Geisterwelt hervor rief und dich neben einen Bösewicht, den Mörder deines Gemahls, aufstelle. Die Verschiedenheit, mit welcher Verbrechen und Unschuld stirbt, meinen Lesern anschaulich zu machen, war die einzige Ursache.

III.

Der Marquis de la Fayette.

Unter den Männern, welche durch die französische Revolution sich vorzüglich ausgezeichnet haben, verdient keiner die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt mehr, als der Marquis de la Fayette. Er wurde am ersten September 1757 geboren und ist ein Nachkömmling des berühmten Marschalls de la Fayette. Eine ihm angebohrne Thätigkeit, Durst nach Ehre und Liebe zur Freiheit, bewogen ihn, in einem Alter von neunzehn Jahren, den Amerikanern, bey dem damals eben angefangenen Kriege, zur Vertheidigung ihrer Freiheit sich anzubieten. Franklin nahm sein Anerbieten an: aber Schwierigkeiten von mancherley Art setzten sich seiner Abreise entgegen. Der Amerikanische Krieg nahm grade damals

eine Wendung, die eben nicht fähig war, einen jungen Helden, welcher sich hervor zu thun suchte, anzulokken. Die Miliz der Kolonien war zerstreut und floh vor dem General Howe. Die Amerikaner waren ohne Geld, ohne Kredit, ohne Alliirte. Die Amerikanischen Insurgenten, nicht mehr als zweitausend an der Zahl, hatten eine Armee von dreißigtausend Mann regulirter Truppen gegen sich. Dessen ohngeachtet gab la Fayette seinen Vorsatz, ihnen Beistand zu leisten, nicht auf. Aber ihr Kredit war in Europa so geringe, daß das Französische Ministerium sich weigerte, den Amerikanischen Agenten zu Paris ein Schiff, um welches sie baten, zu überlassen. Franklin sah sich genöthigt, dem jungen la Fayette dieses zu gestehen, und ihn zu bitten, seinen Vorsatz aufzugeben. Dieser antwortete aber: „Bisher „habe ich Vorliebe für die Sache gehabt, für „welche Amerika streitet; nunmehr aber will „ich eilen, dieselbe selbst zu vertheidigen. Je „tiefer diese Parthei in der Meinung des Pub„likums gesunken ist, desto größeres Aufsehen „wird meine Abreise machen. Und da es ihnen „unmöglich wird, ein Schiff zu erhalten, so will

„ich auf eigene Kosten eins kaufen und aus-
„rüsten. Ich mache mich anheischig, dem Kon-
„gresse Ihre Depeschen zu überbringen.“

La Fayette entging der Wachsamkeit des Französischen Ministeriums, welches seine Abreise zu verhindern suchte; er kaufte eine Fregatte, ließ dieselbe ausrüsten, nahm alle Kosten der Unternehmung auf sich, und reiste ab. Im April 1777 kam er zu Charles-Town an, und von da ging er sogleich nach Philadelphia, um sich dem Kongresse vorzustellen. Er erschien vor diesem neuen Senate, und sagte: „Ich komme, um mir von ihnen eine zwiefache Gnade auszubitten. Erstens, in Ihrer Armee als simpler Volontair dienen zu dürfen, und zweitens, gar keine Besoldung anzunehmen.“ Der erkenntliche Kongreß ernannte ihn zum General Major, und so ging la Fayette zur Armee. Er kam zu Washington, welchem seine Gesichtsbildung und seine Bescheidenheit gefiel, und der ihm sein Haus zu seiner Wohnung anbot.

Wenige Tage nachher wurde die Amerikanische Armee von dem General Howe angegriffen. Washington wünschte einer Schlacht auszuweichen, deren Ausgang er vorher sah, er

hatte aber ausdrücklichen Befehl vom Kongresse, zu schlagen. Er folgte also seiner Pflicht und gehorchte. Die Brigade, welche la Fayette anführte, wurde zurückgeschlagen, vergeblich wandte er alles an, um sie zu bewegen, dem Feinde noch einmal entgegen zu gehen. Er selbst wurde gefährlich am Beine verwundet. Man trug ihn nach Philadelphia; aber die siegreiche feindliche Armee nöthigte ihn, aus dieser Stadt zu fliehen und sich in die Gebirge tragen zu lassen. Ehe seine Wunde noch ganz geheilt war, vereinigte er sich mit dem General Green zu Jersey. Er verlangte von diesem General das Kommando über ein Korps Miliz, um die Lage der Feinde zu rekognosciren. Auf seinem Marsche stieß er auf ein Korps tapferer und der Kriegsgefahren gewohnter Hessen. Die Truppen, welche la Fayette commandirte, waren zwar undisciplinirt, aber Vaterlandsliebe und die Liebe zur Freiheit gab ihnen Muth und machte sie tapfer und unerschrokken. Hierauf verließ sich der Held; und obgleich der Feind weit stärker war, so griff er dennoch denselben mit so vieler Ordnung, und so vielem Feuer an, daß er ihn zerstreute, ohne eine Schlacht geliefert zu haben.

Washington meldete selbst dem Kongresse die genaueren Umstände dieses Sieges, und schrieb zugleich, er würde nunmehr Herrn La Fayette das Kommando über eine Division übergeben.

Als im folgenden Frühling die Kampagne wiederum eröfnet wurde, ging la Fayette nach Albani, wo man eine Armee versammlete, welche Kanada erobern sollte. Er selbst hatte den Plan zu diesem Feldzuge gemacht. Zufolge dieses Plans sollte die Armee über die zugefrornen Seeen marschieren und sich der Städte Móntreal und St. Jean bemächtigen. La Fayette übernahm die Ausführung, aber er wurde von dem Kongresse nicht genugsam unterstützt. Die Seeen thauten, und das Unternehmen war vereitelt. La Fayette gab den Plan auf, sobald er sahe, daß der Ausgang zweifelhaft schien, und mit einer Mäßigung und einer Klugheit, welche dem größten General Ehre gemacht haben würde, legte er in seinem zwanzigsten Jahre das ihm anvertrauete Kommando nieder, um wieder unter Washington zu dienen.

Einige kleine Siege, welche die Engländer damals über die Amerikaner davon trugen, schienen für das Glück der amerikanischen Waffen

eine sehr ungünstige Aussicht zu versprechen. Zu gleicher Zeit fingen auch einige übertriebene Demokraten an zu fürchten, Washington, der Befreier seines Vaterlandes, möchte nachmals der Tyrann desselben werden. Man schränkte daher sein Ansehen ein, und legte seinem Genie Fesseln an. La Fayette, der Freund des Generals, suchte soviel in seinem Vermögen stand, die Gemüther zu besänftigen. Vermöge seiner Seelenruhe, seiner Uneigennützigkeit und seines erprobten Muthes, herrschte er über Aller Herzen. Er trug viel dazu bei, die Ordnung bei der Armee und das Zutrauen zu dem General wieder herzustellen, und begangene Fehler zu verbessern. Die Grenzen von Kanada, und die ungeheure nördliche Küste hatten nicht mehr als tausend Menschen zu ihrer Vertheidigung; eine Zahl, welche lange nicht zureichend war, den regelmäßigen Truppen der Feinde und zugleich auch den Horden der streifenden Wilden Widerstand zu leisten. Washingtons Armee war auf viertausend Mann zusammen geschmolzen, von denen die meisten kränklich waren, und mit diesen mußte er achtzehntausend Mann abgehärteter, und von einem tapfern und erfahrnen Ge-

nerale angeführter Truppen widerstehen. Ungeachtet dieser Ungleichheit vertheidigte sich Washington doch so meisterhaft, und wählte eine so glückliche Stellung, daß ihn der Feind in seinem Lager nicht anzugreifen wagen durfte. La Fayette, welcher indessen aus Norden zurückgekommen war, erhielt das Kommando eines abgesonderten Korps. Er wurde von der Englandischen Armee eingeschlossen, und ihre weit größere Zahl würde ihn aufgerieben haben, wenn er nicht durch seine klugen Manövers Mittel gefunden hätte, ohne Verlust einen ehrenvollen Rückzug zu machen.

Sobald er sich wieder mit der Hauptarmee vereinigt hatte, wurde er ausgesandt, um die Arriergarde des Feindes anzugreifen. Er that dieses mit eben so vieler Klugheit als Tapferkeit. Er fing die Attake an, und wurde dann von der Armee unterstützt. Der Angrif war feurig und fiel sehr blutig aus. Am 27sten Julius gewann Washington die Schlacht bei Monmouth. An diesem Tage kommandirte La Fayette anfänglich die Avantgarde, unter dem General Lee, und nachher die zweite Linie der Armee. Sobald der Sieg entschieden war, gab man

ihm das Kommando über zweitausend Mann, um sich mit Sullivan zu vereinigen, welcher Rhode Island zu verlassen sich genöthigt sahe, aber dieses, ohne sich der Gefahr auszusetzen, geschlagen zu werden, nicht thun konnte. La Fayette, welcher erfuhr in welcher kritischen Lage Sullivan sich befand, verließ Boston, und kam nach einem forcirten Marsch in Rhode Island an, wo seine Gegenwart den gesunkenen Muth Sullivans und seiner Soldaten wieder aufweckte. La Fayette führte den Rückzug an, und dieser geschah glücklich, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Die Bewunderung über diese Heldenthat war so groß, daß der amerikanische Kongreß, am neunten September 1778, folgenden Beschluß faßte:

„Beschlossen, daß dem Herrn Präsi„denten aufgetragen werden soll, dem „Herrn Marquis de la Fayette Nachricht „zu geben, daß der Kongreß die That des „Herrn Marquis gehörig zu schätzen weiß, „und einsieht daß dieser, mit Aufopferung „alles persönlichen Interesse, die Reise „nach Boston, zum Besten dieses Staats, „zu einer Zeit unternommen habe, wo er

„täglich die Gelegenheit erwarten konnte,
„auf dem Schlachtfelde Ehre einzuerndten.
„Beschlossen, daß die Tapferkeit mit wel-
„cher der Herr Marquis nach Rhode Is-
„land marschirte, während ein großer
„Theil der Armee sich schon zurückgezogen
„hatte, eben sowohl als das vortrefliche
„Manöver, durch welches er die Pikete
„und die äußersten Posten rettete, den
„Beifall dieser Versammlung verdiene."

Der Kongreß beschloß ferner, daß die genaueren Umstände dieser Heldenthat in die öffentlichen Geschichtbücher der Amerikanischen Staaten eingetragen werden sollten, um darinn zum ewigen Andenken für die Nachwelt aufbehalten zu werden. Auch wurde ihm von dem Kongresse, im Namen der amerikanischen Staaten, ein Degen geschenkt, welcher mit folgenden allegorischen Figuren geziert war. Die vier Seiten des Stichblattes stellten vor: den Rückzug von Barrenhill, den Rückzug von Rhode Island, die Schlacht bei Glocester in Neu Jersey, und die Schlacht bei Monmouth. Auf einer Seite des Griffes ist la Fayette vorgestellt, wie er den brittischen Löwen

verwundet, und auf der andern, wie ihn Amerika (unter der Gestalt einer Sklavin, welche ihre Ketten zerrissen hat) einen Lorbeerzweig überreicht. Auf der Klinge steht mit goldnen Buchstaben: Dem Herrn Marquis de la Fayette geschenkt von dem Kongresse.

La Fayette war damals zwei und zwanzig Jahr alt. Er hörte, daß sein Vaterland die Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten anerkannt hätte: und sogleich bat er sich von dem Kongresse die Erlaubniß aus nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, um von dort Hülfe für Amerika zu hohlen. Washington schrieb, am 6ten Oktober 1778, an den Kongreß: „Ich „vermag nicht auszudrükken, wie schwer es mir „wird, mich von einem Officier zu trennen, „welcher mit dem Feuer der Jugend eine seltne „Reife des Verstandes verbindet. Ich werde „mich glücklich schätzen, seinen geleisteten Dien„sten das Zeugniß zu geben, welches dieselben, „wegen seiner Tapferkeit und wegen seiner aus„zeichnenden Aufführung in allen Gelegenheiten, „mit so vielem Rechte verdienen.“

In einem Schreiben vom 13ten Oktober 1778, in welchem sich la Fayette von dem Kon-

gresse Erlaubniß zur Abreise ausbat, sagte er: „So lange ich hoffen konnte, daß die Kampagne thätig bleiben würde, habe ich nicht „daran gedacht, das Schlachtfeld zu verlassen. „Aber jetzt, da alles ruhig und stille ist, ergreife ich die Gelegenheit, den Kongreß zu „ersuchen, daß er mir die Erlaubniß gewähren „möge, welche ich verlange. Ich werde nicht „eher abreisen, als bis die Kampagne ganz „geendigt seyn wird.“

Der Kongreß ließ zu Boston die Fregatte L'Alliance ausrüsten, um la Fayette nach seinem Vaterlande zurück bringen zu lassen. Es fehlte an Matrosen, und man schlug ihm daher vor, die nöthige Anzahl durch Pressen zusammen zu bringen. Aber la Fayette, welcher diese Art Schiffe zu bemannen verabscheute, weigerte sich, von gewaltsamen Mitteln Gebrauch zu machen, und bestand darauf, daß nur solche Matrosen angeworben werden sollten, welche sich freiwillig und von selbst anbieten würden. Daher kam es, daß mehr als die Hälfte der Mannschaft aus Engländischen Matrosen bestand, welche im Kriege gefangen worden waren.

Acht Tage vor der Ankunft des Schiffes in Europa, mitten auf dem Meere, verschworen sich diese Engländer untereinander, sich der Fregatte zu bemächtigen und Alle umzubringen, die nicht zu ihnen gehörten; die Verschwörung wurde aber durch einen sonderbaren Zufall verrathen. Die Engländer wandten sich an einen gebornen Amerikaner, welchen sie, da er vorzüglich gut Englisch sprach, für einen ihrer Landsleute hielten. Sie entdeckten ihm ihren Plan, wählten ihn zu ihrem Anführer und versprachen ihm das Kommando des Schiffes, welches zufolge einer (mehr politisch als moralisch guten) Proklamation des Königs von England, für eine gute Prise erklärt und zum Vortheil der Aufrührer verkauft werden würde. Der Amerikaner stellte sich, als willigte er in diesen Vorschlag, aber er entdeckte den Officieren des Schiffes den ganzen Plan, eine Stunde vorher, ehe derselbe ausgeführt werden sollte. Die Verräther wurden in Eisen geschmiedet, und la Fayette entging der ihm drohenden Lebensgefahr.

Er blieb nicht lange in Frankreich. Bald verließ er wieder seine Landsleute, die ihn bewunderten und mit Lobsprüchen überhäuften,

um aufs Neue nach Amerika zu segeln, und in der ehrenvollen Laufbahn, welche er angetreten hatte, fernere Fortschritte zu machen. Der Tag seiner Ankunft in Boston war ein öffentliches Freudenfest. Die Einwohner hatten sich bei dem Hafen versammelt, um ihren großmüthigen Vertheidiger zu empfangen. Er wurde unter dem Abfeuren der Kanonen und dem Läuten der Glokken, begleitet von einem Korps Musikanten, nach dem Hause geführt, welches der Magistrat zu seiner Wohnung bestimmt hatte. Feuerwerke wurden ihm zu Ehren abgebrannt. Und alle diese Beweise der Liebe und Zuneigung, erhielten noch dadurch um so viel mehr Werth, da sie bloß von der Dankbarkeit für seine schon geleisteten Dienste erzeugt waren; denn man wußte noch nicht, was er während seines Aufenthalts in Frankreich der amerikanischen Freiheit für wichtige Dienste geleistet hatte; man wußte noch nicht, daß er mit Hülfstruppen, mit Gelde und mit Kriegsmunition versehen, zurück kam.

Er verließ, so schnell er konnte, den Ort wo sich das Volk um ihn drängte, und wo man ihm zu Ehren täglich neue Freudenfeste anstellte. Er

ging zu der Armee, wurde dort mit eben so großem Enthusiasmus empfangen, und erhielt das Kommando über die leichte Infanterie und über die Dragoner.

Indeß hatten die Engländer die drey südlichen Staaten erobert, und sie wandten nunmehr alle ihre Kräfte gegen Virginien, weil sie einsahen, daß die Einnahme dieser Provinz nothwendig die Eroberung der übrigen Kolonien nach sich ziehen müßte. Die Expedition gegen Virginien wurde dem General Cornwallis anvertraut, dessen ununterbrochenes Kriegsglück ihn zum Schrekken der Amerikaner gemacht hatte. Im März 1781, nach der unglücklichen Seeschlacht, in welcher der Engländische Admiral Arbuthnot über den Anführer des Französischen Geschwaders Destouches den Sieg davon trug, erhielt la Fayette Befehl von dem General Washington, nach Virginien zu marschiren, um sich dem General Philipps zu widersetzen, der mit dem General Arnold vereinigt sich daselbst befand. Die Truppen, welche la Fayette anführte, befanden sich gerade damals in der größten Noth. Sie litten Mangel an Allem. La Fayette erfuhr, daß Philipps

Anstalten mache, sich mit mehr als dreitausend Mann zu Portsmuth einzuschiffen. Dieses wünschte er zu verhindern, aber es fehlte ihm an Mitteln dazu. In der Armee welche er kommandirte war auch nicht ein einziges Paar Schuhe vorhanden. Aber die Soldaten hatten Zutrauen auf ihren Anführer, welcher alles Ungemach mit ihnen theilte: und sie marschirten in bloßen Füßen, freudig und getrost dem Feinde entgegen. La Fayette vermuthete, Philipps habe seine Truppen eingeschifft, um Richmond anzugreifen. Er marschirte daher nach Richmond, kam daselbst noch einen ganzen Tag seinem Gegner zuvor, und rettete dadurch die Hauptstadt von Virginien, in welcher alle Magazine und alle Kriegesprovisionen befindlich waren, aus der dringendsten Gefahr. Philipps wagte nicht la Fayette, der sich sehr gut postirt hatte, anzugreifen, sondern zog sich mit seinen Truppen zurück.

Die Armeen der Generale Arnold, Philipps und Cornwallis waren nunmehr vereinigt, und gegen sie stand la Fayette mit einer kleinen Armee, welche aus tausend Mann regulirten Truppen, zweitausend Mann Miliz, und

aus sechzig Dragonern bestand. Cornwallis, durch sein ununterbrochenes Kriegsglück übermüthig gemacht, spottete seines jungen Gegners und dessen kleiner Armee. In seinem Uebermuth schrieb er nach London: Das Kind könne ihm nicht entgehn! Er wandte alles an, um la Fayette zu bewegen, daß er sich mit ihm schlagen möchte. Aber la Fayette wich mit großer Klugheit einer Schlacht aus. Darauf suchte Cornwallis zu verhindern, daß der General Wayne und seine Armee mit la Fayette sich nicht vereinigen mögten. Aber auch hier kam la Fayette ihm zuvor, und vereinigte sich mit Wayne zu Rakanu, ohne den geringsten Verlust. Die beyden Generale von ihren Magazinen abzuschneiden, war nun Cornwallis Plan: aber durch einen forcirten Marsch kam la Fayette ihm abermals zuvor, und als am folgenden Tage die Sonne aufging, sah Cornwallis, zu seinem großen Erstaunen, la Fayette mit seiner Armee zwischen den Magazinen und dem Englándischen Lager postirt. Er ging nunmehr nach Richmond zurück und auch dahin folgte la Fayette ihm auf dem Fuße nach. Hier vereinigte er ein Korps Volontairs mit der ameri-

kanischen Armee. Cornwallis ging nach Williamsburgh. Wayne, mit nicht mehr als achthundert Mann Miliz, griff ihn an, und zwang ihn, bis nach Portsmuth sich zurück zu ziehen.

La Fayette befand sich nun an der Spitze von fünftausend Mann, und die Vertheidigung von Virginien war ihm aufgetragen. Mit dieser kleinen Anzahl vermogte er nicht, dem viel stärkeren Feinde zu widerstehen; aber Muth und Talente ersetzten, was ihm an Stärke fehlte. La Fayette folgte dem General Cornwallis auf dem Fuße nach, ohne sich in eine Schlacht mit ihm einzulassen. Er lieferte hin und wieder kleine Scharmützel; und da er die Kunst sich zu lagern vortrefflich verstand, so konnte sein Feind ihn nie zu einer Schlacht bringen. In diesem kritischen Zeitpunkte war seine Armee ohne Geld, ohne Kleider und ohne Schuhe, in einem Lande wo die nöthigsten Lebensmittel beinah ganz fehlten: aber das Beispiel ihres Anführers lehrte die Soldaten auch hier alles Ungemach geduldig und freudig ertragen. Beinah fünf Monate lang hatte schon die ganze Last des amerikanischen Krieges sie allein

gedrückt; als endlich die Armeen, welche Washington und Rochambeau anführten, sich mit ihnen vereinigten. Nun blieb dem General Cornwallis, da er eine so große Macht gegen sich sahe, kein anderes Mittel übrig, als sich, mit seiner ganzen Armee, dem Ueberwinder auf Diskretion zu übergeben. Voll Bewunderung über die großmüthige Tapferkeit des Generals la Fayette, bat Cornwallis, als um eine Gunst, daß ihm erlaubt werden möchte, mit Niemand anders als mit diesem Helden in Unterhandlung treten, und Niemand anders als ihm seinen Degen übergeben zu dürfen. La Fayette weigerte sich aus Bescheidenheit diese Ehre anzunehmen: aber ihm blieb der Ruhm, den andern beiden Generalen den Sieg vorbereitet zu haben.

La Fayette ging nunmehro nach Philadelphia zurück, wo sein Einzug ein wahrer Triumph war. Die Staaten von Virginien bewiesen ihm ihre Dankbarkeit durch eine mit der ehrenvollesten Aufschrift gezierte und ihm zu Ehren errichtete Büste. Wo er sich zeigte erhielt er Beweise von Liebe und Hochachtung des Volks. Endlich ging er nach Frankreich zurück, um neue

Hülfstruppen abzuhohlen, und der Kongreß befahl seinem Abgesandten in Europa, ihm alle Geheimnisse des Staats anzuvertrauen. Auch dieses Mal hielt la Fayette sich nicht lange in Europa auf. Er wollte sich eben zu Cadix auf der Flotte des Grafen Destaing einschiffen, der bereit war, mit achttausend Mann, welche er anführte, nach Amerika zu segeln. An eben dem Tage aber, an welchem la Fayette zu Schiffe gehen wollte, erhielt er die Nachricht von dem geschlossenen Frieden.

Die Staaten von Virginien und Pensylvanien haben zweien neuen Provinzen den Namen La Fayette gegeben: und immer wird dieser Name in den Annalen der Menschheit und in den Jahrbüchern der Ehre, sowohl der alten als neuen Welt, gleich unsterblich bleiben.

Nach seiner Zurückkunft in Europa lebte la Fayette einige Jahre im Stillen mit seiner Familie, bis Calonne die Notablen zusammen berief, unter denen auch er seine Stelle einnahm. Er schrieb verschiedene Aufsätze, und hielt mehrere Reden, in welchen er dem Könige und dessen Brüdern den traurigen Zustand des Volks in Frankreich lebhaft und rührend vor-

stellte, und um Abschaffung der Mißbräuche dringend bat. La Fayette sprach mit so vieler Wärme und mit solcher Offenherzigkeit, daß am 24sten April 1787 der Graf von Artois ihm, öffentlich und laut, seine Unzufriedenheit wegen seines standhaften und festen Betragens zeigte. La Fayette antwortete dem Grafen: „Monseigneur! ich bin ein Edelmann, und habe folglich das Recht, meine Beschwerden vor dem Throne niederzulegen.“

Seine Anhänglichkeit für den König und dessen Familie zeigt die Rede, welche er an die Officiere der Pariser Bürgermiliz, die sich bei ihm einige Tage, nachdem der König mit seiner Familie von Versailles nach Paris gekommen war, versammelt hatten, folgendermaßen hielt:

„Wir sind verloren, meine Herrn, wenn „der Dienst in unsrer Armee künftig nicht „genauer als bisher geschieht. Wir sind „die einzigen Soldaten der Revolution; „wir allein müssen die Königliche Familie „vor allen Angriffen beschützen; wir allein „müssen die Freiheit der Stellvertreter der „Nation beschützen; wir sind die einzigen „Wächter des Königlichen Schatzes. Ganz

„Frankreich, ganz Europa hat die Augen „auf die Pariser gerichtet. Ein Auflauf „zu Paris, ein Angriff auf jene geheiligten „Personen, welcher durch unsere Nachläs„sigkeit geschehen könnte, würde uns auf „immer entehren, und uns den Haß der „Provinzen zuziehen, welche alsdann ihre „Waffen gegen uns kehren würden. Ich „verlange daher von ihnen, meine Herren, „im Namen des Vaterlandes, daß ihre „Bürgersoldaten sich mit mir aufs Neue, „auf das Allerfeierlichste verbinden, daß sie „den Eid schwören sollen, ihr persönliches „Interesse einem genauen, ununterbroche„nen Dienste aufzuopfern; einem Dienste, „welcher, in dem gegenwärtigen Zeitpunk„te, so unumgänglich nothwendig ist.

„Vier Monate nur haben die Pariser „gedient, und schon sind sie des Dienstes „müde! Es sey mir erlaubt, Ihnen zu er„zählen, was die Amerikaner auszustehen „hatten, um die Freiheit zu erwerben. „Sieben Jahre lang waren sie ohne Ob„dach, ohne Kleider, ohne Brod, der streng„sten Witterung ausgesetzt. Ich selbst, der

„ich die Ehre hatte ihr General zu seyn, „habe mehrere Monate ohne einen Heller „in der Tasche gelebt. Mein Unterhalt „war nicht besser als der des gemeinsten „Soldaten. Dennoch schwöre ich bei mei„ner Ehre, daß während sieben im Elende „zugebrachter Jahre, ich niemals einen „Amerikaner sich habe beklagen hören.

„Und sie meine Herren, Sie, die Sie, „sobald Sie die Flinte niedergelegt haben, „wiederum in ihre Häuser zurückkehren. „Sie, die Sie, mitten unter ihren Freun„den, und Ihren Bekannten, alle An„nehmlichkeiten der Gesellschaft, alle Be„quemlichkeiten des Lebens genießen: Sie „sollten sich darüber beklagen, daß Sie „einige Monate aufopfern müssen, um „nachher auf immer frey zu werden!

„Mein Kopf hat keinen Werth. Aber „ich schwöre, die französische Konstitution, „an welcher wir arbeiten, zu beschützen, „und eher werde ich mein Leben verlieren, „als meinen Eid nicht halten.“

So sprach la Fayette und so handelte er auch, bis Bösewichter ihn verdrängten. Er

war es, der durch seinen Heldenmuth so viel Unglück verhütete. Er war es, der zu einer Zeit, wo die Gesetze schwiegen, den Einwohnern von Paris die Ruhe sicherte. Er war es, der während den Zeiten der Anarchie, den Schatten einer regelmäßigen Regierungsform erhielt, und, seitdem die neue Regierungsform eingeführt war, derselben zur Stütze diente. La Fayette war es, der die Guten vereinigte und die Bösen auseinander trieb. Er griff den Despotismus zuerst an, aber er vertheidigte auch das rechtmäßige Ansehen des Königs. Er wandte alle seine Macht, alle seine Talente und alle seine Popularität dazu an, dem Volke Gehorsam gegen die Gesetze einzuflößen. Er verachtete das Zischen des Neides und ging gerade fort zum Ziele. Er kehrte sich nicht an das Schreien Orleans und Mirabeaus. Er konnte ein zweiter Cromwell werden, aber er wollte es nicht; dieß war nicht das Ziel wornach er strebte. Er dachte edler; das Wohl des Staats und des Volks lag ihm an Herzen und dieß zu befördern, war sein einziger Zweck. Demohngeachtet wurde er in Frankreich, nachdem Böse-

wichter ans Ruder kamen, verkannt, er mußte flüchten und entkam mit genauer Noth der Guillotine. Seine Gefangenschaft, nachdem er die Armee zu verlassen genöthigt war, ist für das größre Publikum noch ein Räthsel und wird sich wahrscheinlich enden, so bald die bis jezt unbekannten Ursachen derselben gehoben seyn werden.

IV.

Robespierre.

Dieser Mann ist einer von denenjenigen Menschen, die bey der französischen Revolution dem ganzen Europa bekannt geworden sind, und zwar auf eine Art, die jedem rechtschaffenen gefühlvollen Menschen den größten Abscheu gegen ihn einflößen muß.

Die fürchterlichen Greuelthaten, die während der Zeit, da Robespierre Frankreichs Bürger irre führte, theils durch seine Machtsprüche, theils durch seine Maschinerien begangen wurden, sind meinen Lesern aus Zeitungen und Journalen sattsam bekannt, und daher kennen sie auch diesen Menschen schon als den größten Bösewicht unserer Zeit.

Ich füge deshalb eine treue Schilderung seines Charakters und seines frühern Lebens

dieser kleinen Sammlung bey, um zu zeigen, daß schon in dieses Menschen Seele, von Kindheit an, eine Grundlage zu allen schwarzen Thaten, die er zu Frankreichs Unglück unaufhörlich begangen hat, vorhanden war.

Robespierre wurde zu Arras im Jahr 1757 oder 58 von armen Eltern geboren. In seinen Jugendjahren bemühten sich diese für ihn um einen Platz auf dem Chore *) in der Cathedral-Kirche zu Arras, weil sie die Kosten seiner Erziehung nicht zu tragen vermogten. Den Hoffnungen, die man auf seine Stimme setzte, verdankte er den Vorzug zu diesem Platze, der nur nach der Auswahl unter verschiedenen Subjekten gegeben wird. Seine Lehrer bemerkten in ihm sehr viele Anlagen, und vorzügliche Lust zu der lateinischen Sprache. Sie empfahlen ihn dem Bischofe von Arras, der aus Wohlthätigkeit und Menschlichkeit es übernahm, für Mittel zu sorgen, um ihn aus dem Staube empor zu heben, in welchem die Natur ihn hatte ge-

*) Hiedurch wurde er unter einer Zahl von armen Kindern aufgenommen, die von den Zinsen eines Fonds der Kirche unterhalten und erzogen wurden.

boren werden lassen. Er wurde dem Bischof vorgestellt, und gefiel ihm entweder durch die Lebhaftigkeit seiner Antworten, oder weil er schon aus den Lobsprüchen der Lehrer eine gute Meinung von dem Knaben gefaßt hatte. Dieser Prälat, der die Güte und Tugend selbst war, hielt das für Ungezwungenheit und Freimüthigkeit, was schon damals jener Saame der Kühnheit und Frechheit in dem Herzen des Knaben war, der sich seitdem zur Schande der Franzosen und zum Unglück Frankreichs mit so großer Wildheit entwickelte. Sein Gönner war Willens, ihn in den geistlichen Stand treten zu lassen, und ließ ihn, um ganz als Vater für ihn zu sorgen, unter seiner Aufsicht, in seinem Pallaste erziehen. Robespierre hatte also eine Aussicht vor sich, auf welche keiner seines Gleichen Anspruch machen konnte. Aber so wie sein physischer Körper sich entwickelte, so zeigte auch sein moralischer Charakter schon jedem scharfen Auge, was er einst werden würde. Er hatte alle die Freiheit, die ein verzogenes Kind genießt, der Prälat war blind für die üble Aufführung dieses Knaben, und hielt die unzählbaren Boßheiten, die er an jedem im Hause

ausübte, für Kindereien. Eines Tages betraf er ihn aber selbst in seinem Schlafzimmer, als er eben seine Beinkleider durchsuchte, und einen Beutel daraus stahl. Er stellte sich, als habe er nichts gemerkt und fragte kurz darauf Robespierre: ob er wohl glaube, daß der Kammerdiener seinen Geldbeutel, den er vermisse, genommen haben könne? Robespierre — man denke die Boßheit — sagte dem Kammerdiener das Verbrechen auf den Kopf zu, das er doch selbst begangen hatte, und blieb hartnäckig bey seiner Anklage. Dem Bischof, der die Wahrheit wußte, gingen nun die Augen über den Charakter dieses Knaben auf, er sahe in dem, den er bisher als einen muthwilligen Knaben betrachtet hatte, nun einen kleinen frühzeitigen Bösewicht, und faßte den Entschluß ihn von sich zu entfernen, schickte ihn daher nach Paris, und verschaffte ihm einen freien Platz auf dem Collegio Ludwigs des Großen in der St. Jakobsstraße. Auch hier wurde er aber auf seine Kosten, entweder aus Mitleiden, oder aus einem noch übrigen Funken der Liebe gegen ihn, unterstützt: denn seine Familie war nicht vermögend, auch nur das Geringste für ihn zu geben. Ich

bin der Wahrheit schuldig zu sagen, daß Robespierre, in den neun Jahren, die er in dem Collegio zubrachte, sich stets ausgezeichnet und einen beständigen und nicht gemeinen Vorzug vor fast allen übrigen Schülern behauptet hat. Sein Charakter war indessen in dieser Periode seines Lebens kalt, finster, hartnäckig und unangenehm im Umgange mit seinen Kammeraden, die ihn alle verabscheuten. Wenn ihm jemand widersprach, gerieth er in Zorn und in eine Wuth, die sich immer durch heftige Schlägereien endigte. Er schlug sich stets mit Muth, nur die Uebermacht konnte ihn unterliegen machen, und er wich dann doch nicht eher, bis seine Kräfte alle erschöpft waren. Bey einem solchen Kampfe trat er einmal seinem Gegner, der schon lag, so wüthend auf den Leib, daß dieser in der heftigsten Angst aufsprang, ihn niederstürzte, und mit solcher Stärke ihm auf die Nase trat, daß der Knochen entzwei ging. Robespierre mußte eine lange Kur aushalten, die Nase blieb aber sehr platt und eingedrückt.

Ohngeachtet Alle, die sein Glück wollten, ihm riethen in den geistlichen Stand zu treten, widmete er sich doch der Rechtswissenschaft. Er

studirte mit vieler Auszeichnung, erhielt den Grad eines Parlaments-Advokaten, und kehrte nach Arras, seinem Geburtsorte zurück, wo er, ohne die Revolution, gewiß ganz unbekannt geblieben seyn würde.

Der erste Proceß, den er bey der Gerichtsbarkeit der Stadt Arras anhängig machte, war gegen den Prälaten, dessen Güte und Menschenliebe er alles verdankte, gerichtet, und die Undankbarkeit, die er dadurch deutlich an den Tag legte, verdunkelte seine bey dieser Gelegenheit entwickelten und gezeigten Talente.

Bey der Revolution wurde Robespierre Deputirter unter den Generalständen, und hier zeigte er sich gleich gegen die Lameths von der schlechtesten Seite. Ehe sie bekannt wurden buhlte er um ihre Freundschaft; so bald sie sich aber durch ihre Talente Ruhm erwarben, suchte er sie verächtlich zu machen und verläumdete sie aus Neid. Er durchlief nach und nach den Kreis der zahlreichen Factionen, welche durch die Revolution bekannt geworden sind. Er besaß eine ungemäßigte Eigenliebe und war mehr Feind als Beförderer wahrer Talente. Alle Partheien, die er durch seinen Stolz und Ehr-

geiz gestürzt hat, sind nach und nach gefallen, und das verblendete Volk heftete auf ihn als einen festen Ruhepunkt seine Augen. Dieses ist der Ursprung der Volksliebe, worauf der Bösewicht seine Tyrannei gründete, denn seine Talente waren nur gering gegen seine Einbildung. Von Anfang seiner Laufbahn in der Gesetzgebung an, haben ihn sein Stolz und sein gebieterischer Ton lächerlich gemacht, und sein tigerähnliches Gesicht, zog ihm manche Spötterei zu. Allein einige Männer und Weiber, die ihm günstig waren, und Jäger des Robespierre hießen, suchten ihn in Ruf zu bringen. Pethion war sein bester Freund; mit diesem theilte er seine Lorbeeren und Triumphe. Am letzten Tage der konstituirenden Versammlung empfingen sie ihre Vertrauten an der Thür, und brachten sie im Triumph davon, indem einige von ihnen sogar Pferdedienste leisteten. Robespierre gefiel sich hiebei; er war mit Eichenlaub gekrönt, und glich einem Monarchen so ziemlich. Aber dieser Karren brachte unsern Helden nicht zum Kapitol; Robespierre fiel in seine erste Dunkelheit zurück, in der er auch beinahe während des Laufs der gesetzgeben-

den Versammlung blieb. Er brach in dieser Zeit einige politische Lanzen mit Brissot und Lafayette, und gab mit Rabaud und einigen andern, die er hernach mordete, ein fades Journal, unter dem Titel: „Vertheidiger der Konstitution,“ heraus. Die monarchische Konstitution war es, die er vertheidigen wollte; selbst bey den Jakobinern hatte er sie einige Tage vor dem 10ten August vertheidigt, wie es Brissot im Julius gethan hatte. Diesem aber rechnete er es nachher als ein Verbrechen an, und schickte auch viele andere deshalb zum Schaffot. Am 10ten August verschwand er; sobald aber der Sieg entschieden war, zeigte er sich unter den Siegern, und ließ sich in der Gemeinde nieder. Von dort aus bahnte er sich durch das Blutvergießen am 2ten September seinen ersten Eintritt in den Konvent, und zog nun, befleckt mit dem Blute von 6000 Menschen, bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der Chef der Bande, die den Namen der Robespierrischen Jäger führte, war ein gewisser Dupleix. Seine Frau und Kinder waren immer für ihn geschäftig, und als sie sich einst auf der Bühne bey den

Jakobinern sehen ließen, wieß man mit Fingern auf sie, und rief: „Seht da die Untergebenen des Robespierre.“

In der letzten Zeit nahm er seine Zuflucht zu seinem Schwiegervater Dupleix. Das Haus desselben war der Sitz der Tyrannei. Robespierre beherrschte wie ein Despot die ganze Familie, und die Weiber gewannen wiederum ihrer Seits die Herrschaft über ihn durch List. Sie wußten daß seine Eigenliebe alles verwarf, was nicht von ihm selbst herrührte. Diese feuerten sie daher durch Lob immer mehr an, und forderten nun alles von ihm, was sie nur haben wollten. Seine schlechte Wohnung stach sehr gegen seine despotischen Ideen ab. Zerrissene Tapeten, ein Paar alte Stühle, und ein zerbrochener Spiegel, waren der Zierrath seines Zimmers, welches mehr Armuth als Bescheidenheit anzeigte. Aber es war ja nur Heucheley! Der stolze Alexander in dem Fasse des Diogenes! Dieses schmutzige Allerheiligste war zuletzt für jedermann verschlossen, der nicht mit zur Verschwörung gehörte. Der Gott der Oberwelt, der dort regierte, verbannte alle Besuche. Er

sah seine mit Dolchen bewaffnete Leibwache und die den Furien ähnliche Weiber, die ihn immer umgaben, als ein undurchdringliches Bollwerk an. Seit einigen Monaten durfte man nicht mehr vor ihm erscheinen, ja sogar ihn nicht einmal mehr ansehen, man mußte sonst alles von ihm fürchten. Die junge Renaud und mehrere von ihrer Familie wurden guillotinirt, weil sie ihn hatte sehen wollen. Sein Herz war für alle Freuden und alles Gute verschlossen; selbst für seinen Bruder fühlte er keine Freundschaft. Seine Schwester, welche ihm seine erste Erziehung gegeben hatte, machte ihm einst Vorwürfe über seine grausamen Befehle; allein ohne sie anzuhören, jagte er sie gleich zum Hause hinaus. Zu sehr durch die schrecklichen Scenen gerührt, die durch seine Schuld in Arras vorgefallen waren, versuchte es dieselbe demohngeachtet nochmals, ihn zu erweichen. Allein er machte ihr, die weinend vor ihm auf den Knieen lag, die schrecklichsten Vorwürfe. Dies mußte sie aufbringen; sie warf ihm daher alle seine Schandthaten vor, welches er aber mit dem bittern Lächeln beantwortete, womit er auch

die Anklagen seiner Feinde auf der Tribüne anhörte; und sobald sie nach Arras zurück gekehrt war, gab er Lebon den Befehl, sie dem Revolutionstribunal zu überliefern. Ein andrer Beweis seiner schrecklichen Tyrannei ist, daß er den Tag zuvor, als er seinen Freund Camille-Desmoulins hinrichten ließ, ihn zum Essen bat, und als er ihn verließ, auf das zärtlichste Abschied von ihm nahm.

Man behauptet, daß er sich die letzte Zeit durch seine Schwärmerey den Verstand verrückt habe. Er versammlete oft seine Vertrauten zu Issi, in einem Hause, welches der Prinzessinn von Chimai gehörte. Hier überließ er sich, trunken von Wein und Stolz, den abscheulichsten Ausschweifungen und Thorheiten. Zu diesen letztern gehöret besonders, daß er den Leuten, die ihm hier begegneten, sehr scharf ins Gesicht sah, als ob er ihre Geheimnisse in ihren Augen lesen könnte; und wenn er nur etwas darin fand, was ihm schmeichelte: so stürzte er wie ein Wahnsinniger auf sie los, umarmte sie und geberdete sich als ob er Verzuckungen hätte. Diesen Rasereien hatte er sich vorzüglich erst seit

dem Feste des höchsten Wesens ergeben, an welchem er als Präsident des Konvents erschien. Das größte Verbrechen war nach seiner Meinung, wenn man den Ceremonien nicht Ehrerbietung genug bewies, wobey er präsidirte. Die größten Bösewichter hatten von ihm nichts zu fürchten, wenn sie nur weiter nichts thaten, als morden und plündern; wenn man sie aber gänzlich stürzen wollte: so brauchte man Robespierren nur zu sagen, sie hätten schlecht von dem Feste des höchsten Wesens gesprochen.

Sein politisches Verfahren während den letzten Tagen seines Lebens, zeigt offenbar, daß Stolz und Herrschsucht, — und auch wohl Gewissensbisse! — sein Gemüth gänzlich zerstört hatten. Als Meister über den Konvent, die Comitteen und über ganz Frankreich, wandte Robespierre plötzlich dem Konvente und den Comitteen den Rücken zu, und suchte durch Schmeichelei die Jakobiner und die Gemeinde auf seine Seite zu bringen, um durch ihre Hülfe den Tod von 37 Mitgliedern des Konvents, die ihm im Wege standen, zu bewirken. Zu diesen gehören vorzüg-

lich: Bourdon de l'Oise, Panis, Cambon, Bentabole, L. Bourdon, Merlin de Douai, Barrére, Vadier, Charlier, Collot-d'Herbois, Billaud-Varennes, Amar, Dubarran, Thuriot, Goupilleau, Dubois-Crancé, Ferrand, Delmas, Legendre, Freron, Tallien, André Dumont, Elie-Lakoste, Lindet, Brival, Echasseriaux u. a. m. — Die Mitglieder des Konvents und der Comitteen sahen wohl ein, daß dieser Sturm auf sie gerichtet sey, und sie nach und nach die Liste der Schlachtopfer des Tyrannen vergrößern würden; sie vereinigten sich daher und sannen auf Mittel, diesem Unglück vorzubeugen. Man erzählt, daß Robespierre in einer geheimen Versammlung mit St. Just, Couthon, Henriot und Lebas, in der Nacht von 26 und 27sten einige Ungewißheit geäußert habe, welche Parthei er ergreifen solle; allein Henriot und St. Just feuerten ihn an, seine Plane doch ja nicht aufzugeben, und letzterer verlangte, daß Barrére, Billaud-Varennes, Carnot und Lindet in eben der Nacht arretirt und gezwungen werden sollten, sich mit Robespierre zu vereini-

gen. Dies würde ihnen als Herren über den Wohlfahrtsausschuß keine Mühe gekostet haben, ja es würde ihnen ein leichtes gewesen seyn, sie zum Schaffot zu führen. Allein Couthon verwarf diesen Plan, und behauptete, man müsse sich erst von der Meinung des Volks überzeugen, ehe man es wagte, ihn auszuführen. Robespierre befahl daher, daß St. Just zur Einleitung dieser Sache eine Rede halten sollte, und verschob die Ausführung bis auf den 28sten. Dieser Aufschub aber stürzte ihn selbst ins Verderben. Am nächsten Morgen erhob sich gleich der ganze Konvent gegen ihn, ehe St. Just einmal zum Worte kommen konnte. Er sah nun wohl ein, daß seine Rede jezt keinen Eindruck mehr machen könnte, und beschloß daher, so zu sprechen, als es bei den gegenwärtigen Umständen am zuträglichsten wäre. Daß er indessen auch jezt überschrieen ward, haben meine Leser schon in mehrern Zeitungen gelesen.

Seiner großen Unvorsichtigkeit ungeachtet, fehlte doch nicht viel, daß er triumphirt hätte, denn der Sieg blieb in der Nacht vom 27sten auf den 28sten lange unentschieden. Auf dem Platz von Greve und in der Straße St. Honoré

rief man: „Es lebe Robespierre; Verderben den Comitteen!“ Und zwei Schritt davon schrieen andere: „Verderben dem Tyrannen; es lebe der Konvent!“ In eben dem Augenblicke, als man im Konvente erfuhr, daß die Vorstadt St. Antoine in Masse gegen die Rebellen marschire, ward auch angezeigt, daß die Vorstadt St. Marceau zur Hülfe des Robespierre herbeieile. Henriot war allerwärts; bald erschien er beim Konvent, um diesen anzugreifen; bald bei der Kommüne, um sie zu vertheidigen, bald sah man, daß er von einem Haufen gemißhandelt und verfolgt wurde, bald, daß er von einem andern Schwarm im Triumphe zurückgebracht ward. Die Nationalgarde wußte nicht, ob sie ihre Kanonen gegen das Gemeindehaus oder gegen die Tuillerien richten sollte. Auch die Sectionen waren uneinig untereinander, und bald sah man Deputationen, welche dem Robespierre huldigten, bald wieder andre, die dem Konvente Treue schwuren. Endlich griff Henriot an der Spitze eines furchtbaren Haufens die Vorposten der Tuillerien an, und nun schien der Sieg des Robespierre entschieden zu seyn. Schon zeigte Collot-d'Her-

bois dem Konvente mit schmerzlicher Stimme an, die Stunde des Todes nähere sich augenblicklich, als plötzlich andere Nachrichten erschollen. Die Dekrete, welche die Anführer der Verschwornen und die Mitglieder der Gemeinde von dem Gesetz ausschlossen, verbreiteten großes Schrecken. Die Entschlossenheit des Konvents flößte Zutrauen ein, und die Konvents-Commissaire, welche sich nach verschiedenen Gegenden von Paris begaben, redeten so nachdrücklich und mit so vieler Wirkung zum Volke, daß sich endlich die Majorität für den Konvent erklärte, und alles gegen Henriot auftrat. Augenblicklich wichen nun die Anhänger des Robespierre, und versammleten sich auf dem Platz von Greve. Hier griff sie Leonard Bourdon an der Spitze der bewaffneten Sectionen der Lombarder, der Arcisen, der Gravilliers und einiger andern an, und verjagte sie gänzlich.

Die beiden Robespierre, St. Just, Couthon, Lebas und noch einige Vertraute waren in einem Zimmer, welches an den Saal des Hotel-de-ville stieß, versammlet, und sahen jezt selbst die Niederlage ihrer Parthei. Auch kamen nun einige, die ihnen anzeigten, daß ein großer Hau-

fen das Gemeindehaus angriffe, und heraufkäme, um sie zu ergreifen. Robespierre zog gleich ein Pistol heraus, und indem er es vor dem Kopf setzte, sagte er: „Sie sollen wenigstens nur meinen Leichnam guillotiniren.“ Lebas ergriff einen Dolch, und so wie die Gensdarmes ins Zimmer traten, stieß er ihn sich in die Brust, und fiel mit diesen Worten zu Robespierre's Füßen: „Ich sterbe als ein würdiger Freund des Robespierre.“ Zwei Gensdarmes sprangen nun zu, um Robespierre zu ergreifen, aber laut lachend sagte er zu ihnen: „frei lebte ich, frei will ich sterben,“ und drückte in demselben Augenblicke das Pistol los. Couthon brachte sich drei Stiche mit einem Dolche bei, wovon aber keiner tödtlich war. Der jüngere Robespierre stürzte sich zum Fenster hinaus, und St. Just war eben im Begriff, sich auch zu erstechen, als ein Gensdarme ihn ergriff. Robespierre schien schon todt, oder doch wenigstens dem Tode sehr nahe zu seyn, als man ihn zur Guillotine schleppte, unter welcher er den 28. Aug. Abends um 7 Uhr sein greuelvolles Leben endigte und seine schwarze Seele aushauchte.

V.

Nekkers Leben und Charakter.

Nekker wurde gleich in den ersten Regierungsjahren Ludwig des Sechzehnten zur Verwaltung der Finanzen berufen, und es scheint, als wenn die Vorsehung ihn dazu bestimmt hätte, Frankreichs Revolution vorzubereiten.

Nekker ist der Sohn eines Professors in Genf, der ihm eine sehr gute Erziehung gab. Schon in seinen Knabenjahren zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus und gewann auf der Schule sehr oft den Preis. In seinen Jünglingsjahren schrieb er Lustspiele und kleine Gedichte. Noch sehr jung kam er in das Handlungshaus seines Onkels Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Banquier Thelusson, mit einem sehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war fleißig und

rechnète vortrefflich. Durch diese Eigenschaften erhob er sich zu der Stelle des ersten Handlungsbedienten seiner Herren, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überließen. Bey seiner ökonomischen Art zu leben, bei der Menge und bei dem glücklichen Fortgang seiner Geschäfte, nahm sein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahr 1765 heirathete er Mademoiselle Curchod, die Tochter eines schweizerischen Landpredigers; eine Dame von feinem Verstande und von vortrefflichem Herzen. Von dem beständigen Rechnen und Geldzählen abgemattet, las Nekker des Abends gute Schriften, und machte selbst kleine Aufsätze, in denen er seinen Styl nach großen Mustern bildete. So lebte er, als die Akademie eine Lobschrift auf Colbert zur Preisfrage aufgab. Eine solche Preisfrage aufgeben, hieß verlangen, daß der, welcher den Preis zu gewinnen Anspruch machen wollte, fähig seyn müsse, das verwikkelte Gewebe der Französischen Finanzenverwaltung auseinanderzusetzen, und in seine ersten Fäden aufzulösen. Nekker schrieb und trug im Jahre 1773 den Preis davon. Seine sehr gut geschriebene Abhandlung über einen Gegenstand, den niemand vorher kannte,

und

und über welchen die Akademie selbst, nur in Rücksicht auf den Vortrag und die Sprache, aber nicht in Rücksicht der Sache, zu urtheilen fähig war, machte großes Aufsehen. Dazu kam noch das Verdienst, daß er Winke und Vorschläge gab, wie den in Verfall gerathenen Finanzen am besten aufzuhelfen seyn möchte. Die scheinbare Auseinandersetzung von Dingen, die so verwikkelt waren, daß sie gar nicht auseinander gesetzt werden konnten; die anscheinende, in ein Chaos gebrachte Ordnung; das auf einen dunkeln Gegenstand geworfene trügerische Licht; die akademische Zierlichkeit, mit welcher die Schrift geschrieben, die Antithesen, mit denen sie ausgeschmückt, und der selbstgefällige Witz, mit dem sie hin und wieder verbrämt war, verbunden mit dem Nimbus, den die Preismedaille um sie her verbreitete: alles dieses zusammengenommen verschafte Nekkers Schrift einen großen Ruf, und ihm selbst eine Menge Bewunderer. Nekkers Preisschrift war der allgemeine Gegenstand aller Gespräche. Als Rousseau'n, der damals oft ins Caffee de la Mayence zum Schachspiele kam, zu der Ehre, welche sein Landsmann erhalten hatte, Glück gewünscht

wurde, sagte er: „Herr Nekker hat über einen „unbekannten Gegenstand geschrieben, und hat „zu beweisen gesucht, daß er den Knoten aufzu„lösen im Stande sey; daran hat er wohl ge„than, denn das wird sein Glück befördern. „Uebrigens mag daran glauben, wer da will. „Seine neidischen Gegner verstehen auch nicht „mehr davon als er, und deraisoniren nicht ein„mal so gut.“ Bald nachher schrieb Nekker auch eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden, und von dieser Zeit an ward Nekker für den ersten spekulativen Banquier in Frankreich gehalten.

Der Herzog von Orleans suchte bald darauf seine Gesellschaft und bahnte ihm den Weg zur Stelle eines Finanzministers. Kaum war Nekker an dieser Stelle, als er die Banquiers und die Generalpächter von allen Seiten einschränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidigt, und nun rächte er sich. Dies konnte Niemand besser thun als er, dem alle ihre geheimen Schliche bekannt waren. Das Publikum, welchem die ganze Bande der Finanziers, wegen ihres Stolzes

und Uebermuthes, von jeher verhaßt gewesen war, klatschte Nekkern lauten Beifall zu, und so hatte er das Vergnügen, sich bewundert zu sehen, indem er weiter nichts als seine Privatrache befriedigte. Er wiederhohlte aber zu gleicher Zeit so oft, daß er großmüthig, uneigennützig, und bloß zum Besten des Staats arbeite, daß endlich Niemand mehr daran zweifelte.

Nekkers Seele ist keine von den großen, vielumfassenden, entfernte Folgen im voraus berechnenden, planvollen, zur Herrschaft über andere geschaffnen Seelen. Zum Herrschen fehlt es ihm an Menschenkenntniß; denn wie hätte er die, im Komtoir, auf der Wechselbank sich erwerben sollen. Sein thätiger aber eingeschränkter Geist, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden; die Regel de Tri war die einzige, ihm geläufige, syllogistische Form, und alle Gegenstände, auf welche dieser Schluß nicht paßte, lagen außer seinem Gesichtskreise. Dies fühlte er wohl. Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß er aus der ihm bestimmten Laufbahn herausgerissen worden war, und daß er zum Finanzminister keine

Talente hatte. Indessen hielt er doch die eben so unerwartete, als alle seine Hoffnungen übersteigende Erhebung für eine Folge seines Verdienstes, und fing seit diesem Augenblicke an sich selbst zu bewundern. Der bisher bescheidene Nekker wurde nunmehr unerträglich stolz. Seine Eitelkeit, seine Prahlerei, seine eingebildete Größe, und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm selbst herkamen, herabsah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich: um soviel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerschrokkenheit besaß, die den Mann von Welt so vorzüglich karakterisirt, sondern vielmehr bey allen Gelegenheiten die stammelnde Schüchternheit eines im einsamen Studierzimmer lebenden Gelehrten zeigte. Dieß vergab man ihm noch; aber seine unermüdete Arbeitsamkeit, die Aengstlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, und mehr als alles andere, die unerschütterliche Rechtschaffenheit, mit welcher er die Finanzen verwaltete, machten ihn am Hofe nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt.

Bis jezt war der königliche Schatz gleich den Gefäßen der Danaiden gewesen; was auf

einer Seite herein kam, floß auf hundert andern wieder heraus. Es war eine Quelle, aus welcher jeder zu schöpfen sicher war, der nur den Zutritt zu derselben erlangen konnte. Unter Nekkern wurde es anders. Er hielt richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kasse vorhanden war, so schenkte er es nicht weg, sondern gab es, so lange er es nicht nöthig hatte, auf Zinsen aus. Ein solches Verfahren war am französischen Hofe noch nie erhört worden. Nekker, als Banquier, war gewohnt jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verlust zu machen. Das that er nun auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte Compte rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that. Es öffnete der Nation die Augen über ihr erstes und wichtiges Interesse, über die Staatseinkünfte und deren Verwendung. Schon die Bekanntmachung einer solchen Jahresrechnung schien vorauszusetzen, daß der König der Nation über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung abzulegen schuldig sey, und daß er dieses erkenne und künftig thun wolle. Dieß war aber

nicht Nekkers Zweck. Er wollte bloß sich ein Denkmal stiften, ganz Europa beweisen, wie sehr er den Ruf eines großen Finanzministers verdiene, und wie leicht es ihm werde, Einfachheit und Ordnung in die allerverwikkeltsten Geschäfte zu bringen. Dabey war die Bilanz so gezogen, wie sie allenfalls der Buchhalter eines wankenden Handlungshauses ziehen würde, das täglich den Bankerott fürchtet, und durch eine ungetreue Darstellung seiner Fonds sich Kredit zu verschaffen sucht: denn es ist leider! heut zu Tage mehr als zu gewiß bewiesen, daß dieser Compte rendu nicht richtig war. Eine andere Absicht Nekkers scheint gewesen zu seyn, durch seine Ruhmredigkeit und sein ewiges Pochen auf Tugend und Rechtschaffenheit sein Ansehen zu erhalten, und dem Staate Kredit zu verschaffen; aber persönlichen Kredit, der nur dauern sollte, so lange er die Rechnung führte, und aufhören, sobald er seine Stelle verließ. So erhält oft ein Handlungshaus, bei dem man sich auf die Rechtschaffenheit des Buchhalters oder Handlungsführers verläßt, sehr lange seinen Kredit, den es so gleich verlieren würde, sobald ein anderer an dessen

Stelle käme. Alles dieses aber sah man nicht. Man fand den Gedanken neu, schön und groß, und abermals wurde Nekker bewundert und über eine Handlung gepriesen, von welcher er so großes Lob gar nicht erwartet hatte. Dieß trug nicht wenig dazu bey, seiner Eitelkeit und seiner Ruhmredigkeit einen neuen Schwung zu geben. Er hielt sich nun in vollem Ernste für einen großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er glaubte alles zu können und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaal der Königinn, unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe, und diese Forderungen stürzten ihn. Er verlor seine Stelle und ging gleich nach seiner Entlassung in sein Vaterland, die Schweiz, zurück. Dort kaufte er die Baronie Coppet, im Kanton Bern. Diese Baronie, die schönste und größte in der Schweiz, liegt am Ufer des Genfersees, in der reizenden Gegend, die einen Rousseau und Voltaire begeisterte. Hier schrieb er, in der Einsamkeit, sein Werk über den Einfluß religiöser Meinungen; eine Schrift, die man mit Vergnügen ließt, auch dann, wenn

man mit dem Verfasser über das Resultat seiner Untersuchungen nicht einverstanden ist.

In philosophischer Ruhe lebte Nekker hier, bis man in Frankreich seine Zurückberufung in vollem Ernste verlangte. Er weigerte sich Anfangs zwar, nahm jedoch auf wiederhohltes Ansuchen den Ruf an, und wurde zum zweitenmale Finanzminister. Gleich nach seiner Ankunft in Paris veranlaßte er, daß die Reichsstände zusammen berufen wurden, weil, wie er glaubte, dieß jezt noch das einzige Mittel sey, den Staat zu retten.

Es geschah, und Nekker hielt eine Rede an die versammelten Reichsstände, die begierig erwartet wurde, aber den Erwartungen gar nicht entsprach. Man bewunderte zwar einige schöne Stellen derselben, aber die unerträgliche Länge und Weitschweifigkeit, die öftern Wiederhohlungen, die mit Pomp gesagten Gemeinsätze, die Unverständlichkeit mancher Stellen, und die unerwartete Kleinheit der angegebenen Hülfsmittel; das Schwankende und Unbestimmte; der gänzliche Mangel an einem festen Plan; die Nichterwehnung des Worts K o n s t i t u t i o n; der unbedingte Gehorsam, den er für die Befehle

des Königs von den Stellvertretern der Nation verlangte; die Klassifikation der Gegenstände, über welche die Versammlung sich berathschlagen sollte; die lange und unpolitische Hererzählung der Mittel, durch welche sich der König hätte helfen können, ohne die Stände zusammen zu berufen, die Scheingründe, mit denen er das System der Anticipation nicht nur entschuldigte, sondern sogar vertheidigte; die Lobrede auf die Diskontokasse; die Empfehlung der ostindischen Kompagnie; die Vertheidigung der Vorrechte der privilegirten Stände; die Beweise, daß nach Ständen und nicht nach Köpfen gestimmt werden, oder daß wenigstens die eine Art zu stimmen mit der andern abwechseln müsse; das beständige Laviren, zu einer Zeit wo alle Segel aufgespannt waren; die Schwäche der Regierung und des Finanzministers, welche überall durchblickte: alles dieses tadelte man daran und zwar mit Recht. Seinen Versprechungen traute man nicht, weil sie zu groß waren, als daß sie hätten erfüllt werden können.

Durch diese Rede verlor Nekker einen großen Theil seines Ansehens und konnte sich nur kurze Zeit in seinem Posten als Finanzminister

erhalten. Er erhielt bald wieder Befehl, das Königreich zu verlassen, und mit ihm erhielten zugleich die bisherigen Ministers, Montmorin, de la Lucerne und St. Priest ihren Abschied. Nekker reißte sogleich ab und als sich das Gerücht seiner Abreise verbreitete, war ein allgemeines Schrekken die Folge dieser Nachricht. Fast alle Gemüther waren gleich wieder für ihn gestimmt, und man mißhandelte sogar diejenigen, welche die erste Nachricht von seiner Abreise ins Palais Royal brachten.

Kaum also hatte der Exminister Paris verlassen, als man schon wieder von seiner abermaligen Zurückberufung sprach und selbige im Konvent verlangte. Der König sahe sich gleichsam gezwungen, den Bitten, die wahre Forderungen wurden, nachzugeben und Nekkers Zurückberufung zu bewerkstelligen. Er schrieb deshalb selbst an ihn und diesem Briefe legte die Nationalversammlung ein Schreiben folgenden Inhalts bey:

„Mein Herr!“

„Die Nationalversammlung hat schon durch „eine feierliche Handlung bewiesen, daß Sie

„ihre Achtung und ihr Bedauern mitgenommen „haben. Dieses ehrenvolle Zeugniß hat sie Ih„nen zugeschickt, und sie müssen dasselbe erhal„ten haben. Heute Vormittag hat sie beschlos„sen, den König zu bitten, Sie wiederum in „das Ministerium zu rufen. Es war sowohl „ihr eigener Wunsch, den sie durch diese Bitte „ausdrückte, als auch der Wunsch der Haupt„stadt, welche sie laut zurück verlangt. Der „König hat unserer Bitte zuvor kommen wollen. „Ihre Zurückberufung ist uns von ihm ange„kündigt worden, und sogleich hat uns die „Dankbarkeit zu dem Könige hingeführt; da „haben wir von Ihm einen neuen Beweis sei„nes Zutrauens erhalten, indem er uns den „Brief übergab, welchen er an Sie geschrieben „hatte, und uns auftrug, denselben zu über„senden. Die Nationalversammlung bittet „Sie inständig, in den Wunsch Seiner Maje„stät einzuwilligen. Ihre Talente und Ihre „Tugenden konnten keine ehrenvollere Beloh„nung und keine kräftigere Aufmunterung erhal„ten. Sie werden unser Zutrauen rechtfer„tigen; Sie werden nicht eigene Ruhe der öf„fentlichen Ruhe vorziehen; Sie werden sich

„nicht den wohlthätigen Wünschen des Königs „für sein Volk entziehen. Jeder Augenblick ist „kostbar. Der König, die Nation und ihre „Stellvertreter erwarten Sie. Wir sind u. s. w.“

Dieser schmeichelhaften Einladung konnte Nekker nicht widerstehen, sie kitzelte seinen Stolz und seinen Ehrgeiz zu sehr, als daß er sie hätte ausschlagen können. Schon am 27sten Julius zeigte er der Nationalversammlung durch ein Schreiben seine baldige Ankunft an. Die Ablesung dieses Schreibens wurde mit den heftigsten Freudensbezeugungen und mit unausgesetztem Beifallklatschen angehört, und seine Rückreise war ein ununterbrochener Triumph. Von Basel bis nach Versailles war die Straße ganz mit Volk besetzt, welches ihn als den Schutzgott Frankreichs empfing und ihn mit Zurufen und Glückwünschen begleitete. Am 29sten Julius erschien er vor der Nationalversammlung. Vier Herolde wurden ihm entgegen geschickt, und ein eigener Lehnstuhl stand für ihn bereit. Als er herein trat, war das Jubelgeschrei und Vivatrufen sehr groß, für die erhabene Versammlung der Stellvertreter einer mächtigen

Nation beynahe zu groß. Als es etwas stiller wurde, sagte Nekker:

„Mein Herr Präsident!“

„Ich komme der erhabnen Versammlung „meine ehrerbietige Dankbakeit über die Zeichen „Ihrer Theilnahme und ihrer Güte gegen mich „zu bezeugen. Sie hat mir dadurch große „Pflichten aufgelegt, und nur indem ich ihre „Gesinnungen mit ihr theile, und mir ihre „Weisheit zu Nutz mache, kann ich mitten un„ter so bedenklichen Zeitumständen, noch etwas „Muth übrig behalten.“

Der Präsident der Nationalversammlung beantwortete diese Rede, und Nekker verließ die Versammlung unter abermaligem Händeklatschen und Vivatrufen; er war schon lange fort, als des Klatschens noch kein Ende werden konnte.

Nekker erhielt nun Gesandtschaften über Gesandtschaften, Zuschriften über Zuschriften, Glückwünsche über Glückwünsche. Man verglich den angebeteten Minister mit allen berühmten Männern des Alterthums; aber keine Vergleichung machte mehr Glück, als die mit

Cicero, welcher auch, so wie Nekker, sagte man, durch ein schändliches Komplott aus dem Rom, das durch ihn gerettet worden war, vertrieben, dann aber, gleichsam auf den Armen von ganz Italien wieder zurück getragen, und von Allem, was nur in Rom groß und mächtig war, bewillkommt wurde. Die Parellele zwischen Cicero und Nekker ist sehr gut gezogen, und hätte Nekker Frankreich gar nicht verlassen, so würde er in seinen Schicksalen noch eine größere Aehnlichkeit mit Cicero haben. Beide handelten aus Ruhmsucht und Eitelkeit; beyde waren tugendhaft, um damit prahlen zu können; beyde waren Männer von großen Talenten, aber nur für die zweite Rolle bestimmt, und für die erste nicht geschaffen. Cicero hatte, wie Montesquieu von ihm sagt, viel Genie, aber eine ziemlich gemeine Seele; so auch Nekker. Beyde sahen in allen Dingen erst sich selbst, dann das gemeine Beste. Sie wollten ein Reich retten, um damit prahlen zu können.

Nachdem Nekker in Versailles an Lobeserhebungen und Schmeicheleien alles eingeerndtet hatte, was nur einzuerndten war; so ging er nach Paris, um auch dort seiner Eitelkeit ein

Opfer bringen zu lassen. Dieser Schritt ist auf keine Weise zu entschuldigen. Es war eine höchst unpolitische, eine unverzeihliche Reise; zwar der Triumph seiner Eitelkeit, aber auch der Anfang seines Falles. Nekker wollte gern, wie vormals Cicero, mit jederman gut stehen, es mit Niemand verderben; darum hielt er für nöthig den Demagogen zu spielen, und nach Paris zu reisen, um den Pöbel zu schmeicheln und sich vom Pöbel schmeicheln zu lassen; er wollte alle gewinnen und verlor alle. Er war die Stütze Frankreichs, er hatte die Macht in Händen; und diese Macht übergab er, ehe er sie noch gebraucht hatte, dem Pöbel. Nach seiner Zurückberufung, hätte er alles thun können; aber er kannte seine Kraft nicht, er hatte nicht Festigkeit genug, den Lokkungen der Eitelkeit zu widerstehen. Statt im Triumph in Paris einzuziehen, hätte er gegen die Nationalversammlung, welche ihn schlechterdings nicht entbehren konnte, einen festen Ton annehmen, und von ihr verlangen müssen, daß sie sich pünktlich an die befehlenden Aufträge ihrer Kommittenten halten solle, und weigerte sie sich dieses zu thun, so mußte er die Versammlung bei der Nation

verklagen. Hätte Nekker auf diese Weise gehandelt; so würde Frankreich jezt eine Konstitution haben, die Schulden wären bezahlt, und Ludwig der Sechzehnte lebte noch. Aber statt dessen verließ er den König und zog mit Frau und Tochter im Triumphe nach Paris; bückte sich vor dem Volke, und vergaß, daß er Minister war, um Demagoge zu seyn. Aber er mußte dafür büßen: der Pöbel zeigte ihm noch an demselbigen Tage, wie verächtlich er sich durch dieses Betragen gemacht hatte, und von nun an war sein Ansehen auf immer verloren. Ich möchte von Nekkern sagen, was Florus so schön vom Hannibal sagt: „Statt seinen Sieg zu benutzen, wollte er lieber denselben genießen.“

Am 30sten Julius kam Nekker nach Paris. Die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge Volks, kam ihm entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte sich um seinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe Nekker!“ So ging es fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe desselben kamen ihm zwölf Rathsherrn entgegen, um ihn zu empfangen.

pfangen. Er war begleitet von Madame Nekker, von der Baronesse de Stael, von der Marquise de la Fayette, von den Prinzessinnen Lubomirska, Czewiska, und Portoska; von den Herren de Lusignan, de Rochechouart, de Bottetidou, von dem Baron von Stael, von dem Grafen von St. Priest, dem Marquis de la Fayette und dem Grafen von Clermont Tonnere.

Als er in den Saal trat, war das Beifallklatschen und Freudengeschrei über alle Beschreibung groß. Nekker hielt eine Rede an die Versammlung, die ihm der Präsident beantwortete. Er wollte den Enthusiasmus, worin die Versammlung gerathen zu seyn schien, nützen, und bat für seinen in Arrest sitzenden Landsmann Besenval; der Konvent bewilligte sie, allein bey dem Volke erregte es den lautesten Unwillen. Es sahe diese Begnadigung als einen Eingriff in seine Rechte an, und schrie fast unaufhörlich: Nekker! Nekker! wir wollen Nekkern sehen. Er war genöthigt sich dem Volke zu zeigen, um es nur einigermaaßen wieder zu beruhigen; mit der

Nationalkokarde am Hut stellte er sich an ein Fenster und sprach, soviel es der Lerm gestattete. Gleich erhob sich ein Freudengeschrei und Vivatrufen, das beinahe ohne Aufhören war, und er sog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick so vieler tausend Menschen verschaffte, die ihm alle zuriefen, daß er ein großer Mann und der Schutzengel Frankreichs sey.

Nach diesem Triumphe kehrte Nekker entzückt nach Versailles zurück. Da aber das Volk in allen seinen Handlungen unbeständig ist, weil es nicht nach Grundsätzen handelt, sondern immer nur dem Eindrukke des gegenwärtigen Augenblicks folgt: so dauerte auch Nekkers Triumph nicht lange. Der Pöbel versammlete sich, war unzufrieden und murrte laut über die versprochene Amnestie, und über die Nekkern zugestandene Befreiung Besenvals. Man war unzufrieden über den Minister, daß er die Befreiung Besenvals verlangt hatte; man machte seine Gesinnungen verdächtig, und die Ruhe wurde nicht eher wieder hergestellt, bis die Befreiung Besenvals widerrufen wurde.

Nekker fühlte es nun, wie sehr er die Gunst des Volks verloren hatte und sahe es schon im Voraus, daß er sich in seinem Posten abermals nicht würde halten können. Er bat um Urlaub, um, wie er vorgab, seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, aber im eigentlichen Sinne, um nie wieder zu kommen. Der Urlaub wurde bewilligt, und so entging Nekker dem Beile der Guillotine, welches ihm wahrscheinlich zu Theil geworden wäre.

VI.

Caron von Beaumarchais.

Peter Augustin Caron von Beaumarchais ist wegen der unglücklichen Berühmtheit, welche seinem Namen überall nachfolgte, ein sehr merkwürdiger Mann. Ein Mann, dessen ganzes Leben ein beständiges Verbrechen gegen die Sitten und gegen die Rechtschaffenheit gewesen ist; ein Mann, der nur deshalb Antheil an allen Geschäften, an allen Unternehmungen nahm, um sie zu seinem eigenen Vortheile zu mißbrauchen; ein Mann, der niemals andere Mittel kannte, sein Vermögen zu erhalten oder zu vergrößern, als Intrigue, Spioniren, Angeben und Betrügereien; ein Mann, der niederträchtig war, wenn er beim Kriechen seinen Vortheil fand; frech, wenn er seine Maaßregeln genommen hatte,

und nichts fürchten zu dürfen glaubte; der beleidigend gegen seine Obern war, wenn er hofte, etwas von ihnen ertrotzen zu können, und der sich wiederum seinen Obern zu allen Lastern verkaufte, wenn er ihre Gunst nöthig hatte. Sein ganzes Daseyn hat er mit Betrügen und Verführen hingebracht, und sein Leben, welches sich durch einen auf die schändlichste Weise erworbenen Reichthum auszeichnet, beweißt mehr als irgend etwas anders, wie groß der Verfall der französischen Sitten war.

Caron war der Sohn eines Uhrmachers und wurde zu Paris, im Jahre 1723 geboren. Bis in sein dreißigstes Jahr war er Uhrmachergeselle, und arbeitete in der Werkstätte seines Vaters. Im Jahr 1755 verkaufte sein Vater eine Uhr an eine gewisse Madame Francquet. Diese Uhr ging sehr unrichtig, wurde beinah alle Wochen zum Ausbessern zurückgeschickt, und Caron der Sohn pflegte sie alsdann der Madame Francquet zurückzubringen. Die Erziehung des jungen Caron war zwar sehr vernachlässigt worden, aber es zeigte sich bei ihm sehr früh ein vorzügliches Talent zur Intrigue. Vermöge dieses Talentes wußte er

sich bei Herrn und Madame Francquet einzuschmeicheln. Herr Francquet war ein reicher Mann, seine Frau eine schöne und tugendhafte Dame; und Caron, welcher eine solche Gelegenheit schon lange gesucht hatte, machte den Plan, das Zutrauen des Mannes zu gewinnen und die Frau zu verführen. Beides gelang ihm. Herr Francquet besaß zwei Landhäuser bei Paris, wovon das eine den Namen Beaumarchais, und das andere den Namen Verlegrand hatte. Nach dem letztern Hause ging Herr Francquet sehr oft. Am 30sten December 1755 reißte er dahin, mit dem Vorsatze, erst nach dem neuen Jahre wiederum zurück zu kommen. Caron reisete am 2ten Januar 1756 zu Pferde ihm nach, um ihn dort zu besuchen. Er verließ Paris um zehn Uhr des Nachts. Um zwei Uhr des Morgens klopfte er an der Thür des Schlosses, und sagte dem Thürhüter, welcher ihm öfnete, er wolle Herrn Francquet nicht aufwekken, sondern sich in ein kleines Kabinet niederlegen, das ihm bekannt war. Am folgenden Morgen erscheint Herr Francquet nicht, der sonst frühe aufzustehen pflegte. Man geht herauf

nach seinem Zimmer, findet die Thüre halb offen, und Herrn Francquet auf der Erde liegend, todt, den Mund und die Nase voll Blut; woraus man schloß, daß er an einem Blutsturze gestorben seyn müsse, welcher ihn schnell überfallen, und ihn verhindert habe um Hülfe zu rufen. Caron kam nach Paris zurück, wohnte bey Madam Francquet und übernahm es, die Papiere ihres verstorbenen Mannes in Ordnung zu bringen. Er gab ihr auch die Mittel an, wie sie es anfangen müsse, um die Erben ihres Mannes zu betrügen. Bald darauf heyrathete er diese Wittwe, und nahm von dem Gute, welches er mit ihr erhielt, den Namen Beaumarchais an. Madame Francquet lebte mit ihm sehr unglücklich, und starb, am 25sten September 1757, ein Jahr nach ihrer Verheyrathung, plötzlich an einer heftigen Kolik. So wurde der Uhrmachergeselle Caron in Zeit von zwei Jahren ein reicher Mann, mit einem adelichen Namen. Bald nachher heyrathete er zum zweiten Male eine sehr reiche Frau, sie starb aber eben so schnell als die erste, und Beaumarchais erbte wieder. Er heyrathete zum drittenmal, und auch diese

Frau starb, in Zeit von einem Jahre, plötzlich, wodurch er abermals zu einem großen Vermögen kam.

Im Jahre 1764 fiel die Geschichte vor, welche den Namen Beaumarchais zuerst in ganz Europa bekannt machte und deren Hauptumstände folgende sind. Beaumarchais hatte zwei Schwestern, welche in Madrid erzogen worden waren und dort lebten. Eine derselben war von einem Spanier, Namens Clavigo verführt, und nachher verlassen worden. Beaumarchais reißte nach Madrid, um den Spanier zu zwingen seine Schwester, welche derselbe entehrt hatte, zu heyrathen. Er zeigte bei dieser Geschichte sehr viel Muth und Gegenwart des Geistes: aber Clavigo war ein so schlechtdenkender und zugleich so feiger Mann, daß Beaumarchais ihn weder dazu bewegen konnte seine Schwester zu heyrathen, noch sich mit ihm zu schlagen.

Im Jahr 1774 wurde Beaumarchais wegen Bestechung der Richter angeklagt. Er führte darüber einen langen Prozeß, den er gewann. Nachher erschien er als Schriftsteller und schrieb kleine Operetten. Die Regierung

bediente sich seiner, um ihn nach England und nach andern Ländern zu senden, so oft jemand heimlich aufzuheben oder sonst ein Streich auszuführen war, welcher verdeckt bleiben sollte, und dessen Ausführung einen Mann erforderte, der weder Sitten noch Gewissen hatte.

In dem Amerikanischen Kriege gewann Beaumarchais ungeheure Summen. Er pachtete von der Regierung die Lieferung der Kriegsmunition nach Amerika und lieferte die allerschlechteste verdorbenste Waare, die er sich aber dessen ohngeachtet sehr theuer bezahlen ließ. Zu der Zeit, da Calonne Finänzminister war, wurde er einer der vorzüglichsten Papierwucherer, und gewann dadurch abermals sehr viel, weil Niemand die feinen Kunstgriffe und Betrügereien, welche dieses Spiel erfordert, so gut verstand, als er.

Im Jahre 1787 wurde er von dem Banquier K o r n m a n n zu Paris wegen Ehebruch und Verführung seiner Frau angeklagt. Dieser lebte zu Straßburg und war im Besitze eines beträchtlichen Vermögens. Im Jahr 1774 heyrathete er Mademoiselle F ä s ch, aus Basel, ein liebenswürdiges, reiches, junges

Frauenzimmer. Bald nachher ging er nach Paris, und lebte daselbst sechs Jahre lang mit seiner Frau sehr glücklich. Im Jahr 1779 machte er die Bekanntschaft des Herrn Daubet, ersten Syndikus der Stadt Straßburg. Dieser Daubet war ein verdorbener Mann, ohne Religion, ohne Moral, ohne Grundsätze. Schon in seiner Jugend hatte sich sein Vater genöthigt gesehen, ihn ins Gefängniß setzen zu lassen, um ihn von einer schweren Strafe zu retten; aber kaum war er wieder frey, als er auch schon seine Betrügereien und seine Ausschweifungen fortsetzte. Er reisete unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Laubergen, verführte zu Neufschatel die Weiber und bestahl die Männer, endlich aber wurden seine Betrügereien entdeckt, er ward, wegen eines falschen Wechselbriefes, angehalten, und entging nur durch eine schnelle Flucht der Todesstrafe. Mit diesem Manne wurde also Madame Kornmann bekannt. Er in alle geheime Kunstgriffe der feineren Verführungskunst eingeweiht, sie eine junge, noch unerfahrne Dame: was Wunder, daß er seinen schändlichen Zweck bei ihr sehr bald erreichte. Sie verließ ihren

Mann und ihre Kinder, um Tage und Nächte mit Daudet zuzubringen. Daudet liebte sie nicht; aber er erhielt von ihr große Summen, welche er zu seinen Ausschweifungen mit Mädchen aus der niedrigsten Klasse nöthig hatte. Kornmann erfuhr endlich die Aufführung seiner Frau und verbot dem Verführer sein Haus; Daudet aber kam dennoch, Madame Kornmann nahm seine Parthie gegen ihren Mann, und dieser hatte nunmehr in seinem eigenen Hause keinen ruhigen Augenblick. Vorstellungen, Bitten und Zureden waren vergeblich, und Daudet vergaß sich zuweilen in unbesonnenen Reden so weit, daß er Herrn Kornmann drohte, er wolle ihn umbringen. Dieser sah daher kein anderes Mittel, sich Ruhe zu verschaffen, als seine Frau bei dem Polizeilieutenant Herrn le Noir zu verklagen. Daudet verreißte nun auf eine kurze Zeit, in Geschäften des Prinzen von Nassau, unterhielt aber eine Korrespondenz mit Madame Kornmann. Die Briefe wurden aufgefangen, Kornmann erhielt einen Verhaftbrief von dem Minister und Madame Kornmann wurde nach einem Kloster gebracht, ohne daß irgend Jemand,

außer ihrem eigenen Mann, wußte, wo sie hingekommen war. Sie gestand nunmehr, daß sie von Daudet schwanger sey.

Unvermuthet und unerwartet schreibt jezt Beaumarchais an den Advokaten des Herrn Kornmann, Herrn Turpin, einen sehr insolenten Brief, in welchem er sagt: er nehme Madame Kornmann in seinen Schutz, und er verlange, daß Kornmann seine Frau sogleich wieder frei lasse und zu sich nehme: wo nicht, so würde er seine Feder und seinen Kredit anwenden, um ihn zu Grunde zu richten. Kornmann war hierüber sehr bestürzt; er kannte Beaumarchais nicht, und hatte ihn nie gesehen; er konnte daher nicht begreifen wie es zugehe, daß sich dieser in seine Familienangelegenheiten mische. Er geht zu le Noir und beklagt sich. Le Noir antwortet: „Beaumarchais sey ein Bösewicht, und zwar ein sehr gefährlicher Bösewicht, denn durch seinen Verstand und durch die Kunst zu belustigen und zu verführen, habe er sich überall Anhänger verschafft, und es werde ihm nichts leichter, als gegen Jeden, der ihm mißfalle, eine Verschwörung anzufangen, und demselben gefährlich zu werden. Er selbst

fürchte ihn, und überdies wisse er, daß Beaumarchais sich vorgenommen habe, Madame Kornmann auf alle Weise zu beschützen, und da er mit zwei Parlamentsgliedern sehr vertraut umgehe, und zwar mit zweien, die beide einen sehr großen Einfluß auf die übrigen hätten: so möchte es wohl der Klugheit nicht gemäß seyn, gerichtlich gegen ihn zu verfahren. Was das unehlige Kind betreffe, mit welchem Madame Kornmann jetzo schwanger gehe: so nehme er (le Noir) es über sich, nach ihrer Niederkunft es zu entfernen; er habe schon mehr als zweihundert Kinder auf die Seite geschafft, und wisse schon, wie er sich in einem solchen Falle zu verhalten habe." Unterdessen war Daudet zurückgekommen, und Kornmann verlangte, daß er in Verhaft genommen werden solle, um von den Juwelen seiner Frau, welche er mit sich nach Holland genommen hatte, Rechenschaft abzulegen. Le Noir schlug diese Bitte aus sehr sonderbaren Gründen ab, und erlaubte indessen, daß Daudet und Beaumarchais die Madame Kornmann in ihrem Kloster täglich besuchten, mit ihr ein geheimes Verständniß unterhielten, und die Aussöhnung

mit ihrem Mann verhinderten. Sie war in dieses Kloster gebracht worden, damit sie, von ihrem Verführer entfernt, in der Einsamkeit Zeit haben sollte, über ihr voriges Leben nachzudenken: und statt dessen fand sie an diesem Orte Gelegenheit zu noch größeren Ausschweifungen. Le Noir selbst, der Handhaber der Gerechtigkeit, der Polizeilieutenant le Noir, hatte sich in Madame Kornmann verliebt, sie verführt, und besuchte sie täglich in ihrem Gefängnisse.

Kornmann erfährt dieses, und bittet sich von den Ministern zu Versailles die Erlaubniß aus, seine Frau wiederum zu sich nehmen zu dürfen; diese Erlaubniß aber wird ihm abgeschlagen. Le Noir und Beaumarchais nehmen die Madame Kornmann aus dem Kloster, in welchem sie sich befindet, und bringen sie, unter dem Vorwande, daß das Kloster zu ihrer Niederkunft kein bequemer Ort sey, an einen andern Ort, in ein Privathaus, wohin Kornmann keinen Zutritt hatte. So mißbrauchten diese Menschen die Gewalt der Justiz, um einem Mann seine Frau zu rauben, um das unglückliche Schlachtopfer ihrer Verführung ganz

in ihre Gewalt zu bekommen, und sie den Bitten, Vorstellungen und Zureden ihres Mannes, ihrer Verwandten und aller Wohldenkenden zu entrükken.

Mit der Verführung der Frau waren aber diese Bösewichter nicht zufrieden; sie wollten auch den Mann zu Grunde richten, und leider! gelang es ihnen. Kornmann war Banquier. Sie untergruben also seinen Kredit, streuten heimlich aus, er würde sich nicht lange mehr halten können, würde bald bankerott werden, und dergleichen mehr. So vielen Anfällen konnte Kornmann nicht widerstehen; mit einer Bilanz, deren Aktives das Passive um eine ganze Million Livres überstieg, sahe er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Durch Beaumarchais und Daudet machte Madame Kornmann bald eine neue Bekanntschaft, nämlich mit dem Kardinal Rohan, und an diesen erhielt Kornmann einen neuen Feind. Zu eben dieser Zeit kam Beaumarchais zu Herrn Kornmann, um ihn zu zwingen, gewisse Artikel zu unterschreiben, welche eine Art von Vergleich mit seiner Frau seyn sollten, und als Kornmann sich weigerte, ihn zum Schiedsrichter

zwischen sich und seiner Frau anzunehmen, antwortete dieser: „vergessen Sie nicht, daß Peter Augustin Caron de Beaumarchais sie zu Grunde richten wird.“

Bald nachher wurde Kornmann in seinem eigenen Hause vergiftet, aber die Dosis war nicht stark genug; er schlief sechs und dreißig Stunden in einem fort, erwachte dann, war einige Tage krank, und erhohlte sich wieder. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reißte er einige Wochen nach Spaa, und nach seiner Rückkunft fand er, daß Beaumarchais, während seiner Abwesenheit, sich einer ihm zugehörigen Summe von 900,000 Livres bemächtigt, falsche Zeugen gedungen, und einen Kriminalprozeß gegen ihn angefangen hatte. Le Noir mißbrauchte sein ganzes Ansehen und alle Mittel, welche er als Polizeilieutenant in Händen hatte, dazu, den unglücklichen Kornmann zu verfolgen, und selbst gegen sein Leben machte man Versuche. An einem finstern Abend wurde er vor der Thür seines Hauses, von einem Manne (wahrscheinlich von Beaumarchais selbst) angegriffen und mit einer Pistole auf ihn geschossen. Der Schuß durch-

löcherte

löcherte den Huth an zwei Stellen, traf aber zum Glükke den Kopf nicht.

Beaumarchais Leben war also, wie man aus dieser kleinen Skizze sehen wird, eine ununterbrochene Reihe in einander verflochtener Schandthaten; und dieser Mensch, der wegen Diebstahl, Mord, Ehebruch, Verführung, Unterdrükkung der Unschuld, Bestechung der Richter schon vor so vielen Gerichten angeklagt und allemal losgesprochen worden war, wollte sein schändliches Leben damit krönen, daß er, während Ludwig der Sechzehnte selbst die Krone von seinem Haupte nahm, und den Hut der Freiheit an ihre Stelle setzte, während er den auf ihn vererbten eisernen Zepter wegwarf, und den Oelzweig ergriff, die Bastille zu erobern suchte. Allein er wurde ergriffen, und fand im Gefängnisse seinen Tod.

VII.

Skizze

aus dem Leben

Stanislaus August

Königs von Pohlen.

Stanislaus August, Graf von Poniatowsky wurde durch die besondern und eifrigen Empfehlungen des russischen Hofes den 7ten September 1764 zum Könige von Pohlen erwählt und den 25ten November gekrönt. Seine Lebensjahre, ehe er zu der Königswürde gelangte, sind so interessant, daß ein Auszug daraus meinen Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn wird.

Stanislaus August war der dritte Sohn des Grafen Poniatowsky. Er erhielt von der Natur eine schöne reizende Gestalt, ein einneh-

mendes Wesen, und mit einem Worte, ein Aeußeres, welches eben so sehr blendete als anzog. Seine Mutter, die Prinzessinn Czartorisky, Schwester des Großkanzlers von Lithauen und Palatins von Rußland, übernahm seine Erziehung selbst. Diese Dame vereinigte mit der hohen Geburt die größten und ausgebreitetsten Kenntnisse und war würdig die Mutter eines Königs von Pohlen zu seyn. Unter den fünf Söhnen des Grafen Poniatowsky war Stanislaus August derjenige, zu dem die Mutter die größte Zuneigung hatte, gerade als wenn sie seine künftige Bestimmung vorher geahndet hätte. Mit seiner Erziehung gab sie sich die größte Mühe, und suchte ihm schon von Jugend auf eine Abneigung gegen Frankreich beizubringen.

Als er so weit war, daß er auf Reisen gehen konnte, ging er nach Paris, wo er aber nicht länger als drei Monate zubrachte, und sich von da nach England begab; seine schöne Gestalt, verbunden mit seinem einnehmenden Wesen, verschafften ihm leicht Zutritt in den größten Häusern, und es dauerte nicht lange, so hatte er sich die Gunst aller dortigen Großen

erworben. Im Jahre 1755 ernannte der englische Hof den Chevalier Hamburg Williams zum Envoyé am russischen Hofe. Poniatowsky gab sich Mühe als Gesandtschafts-Cavalier nach Petersburg mitgehen zu können, und erhielt auch wirklich die Stelle. Jedermann wunderte sich darüber, weil man es mit dem hohen Sinne der Mutter nicht reimen konnte. Gewiß ist es indessen, daß damals die Absicht der Mutter wohl noch nicht dahin ging, ihren Sohn auf den pohlnischen Thron zu bringen; er sollte viemehr in Petersburg für seinen Onkel, den Palatin von Rußland, oder dessen Sohn, den Fürsten Adam Czartorisky, arbeiten, denn bei dem mäßigen Aufwande, den dieser Fürst in seinem Hause machte, konnte man gar leicht seine größern Absichten errathen, zumal da er noch dazu sehr beträchtliche Summen zu großen Interessen auflieh, um sich dadurch gewisse und sichere Anhänger zu verschaffen; diese mußten indessen doch nicht zureichend zur Unterstützung seiner Absichten gewesen seyn, denn sein Plan scheiterte.

Jedermann kennt den Einfluß, den Rußland seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in

die pohlnischen Angelegenheiten gehabt hat; die Czartoriskys suchten diesen zu benutzen und sich von daher einen Anhang zur Ausführung ihrer Plane zu verschaffen. Um nun am russischen Hofe auch eine Parthey zu haben, Freunde zu gewinnen, denen man sich sicher anvertrauen konnte, war kein Mensch geschickter als Stanislaus Poniatowsky, der, bei einer angenehmen Figur, Jugend und Kenntnissen, Geld genug hatte, seinen Worten Kraft zu geben.

Poniatowsky reißte also mit Chevalier Hambury Williams nach St. Petersburg, und fand daselbst wenig Hindernisse, sich an dem Hofe des Großfürsten beliebt und geltend zu machen. Er wußte sich sehr gut in die Zeit zu schicken, sprach mit dem Großfürsten englisch und deutsch, schmauchte seine gute Pfeiffe Toback mit ihm, schimpfte nach seinem Gefallen auf die Franzosen, vergötterte den König von Preußen, den Abgott des Großfürsten, that redlich Bescheid, und gewann in Kurzem das ganze Zutrauen dieses Herrn, wobei er aber auch nicht verabsäumte, sich zugleich um die Gunst der Großfürstinn zu bemühen.

Ein Ereigniß, welches sich grade damals am Elisabeths Hofe zutrug, konnte seine Plane scheitern machen, wenn nicht sein erfindungsreicher Geist diesem Uebel nicht allein vorzubeugen, sondern es sogar zu seinem Vortheil zu benutzen gewußt hätte. Frankreich schloß nemlich mit der russischen Kaiserinn ein Bündniß, Kraft dessen beide Mächte sich den Engländern und Preussen widersetzen wollten, um Oestreich wieder zu Schlesien zu verhelfen. Poniatowsky nutzte diese Gelegenheit zu seinem Vortheile. Er verließ in größter Eile Hambury Williams, flog nach Warschau, und gab den damals auf dem Reichstage versammelten Ständen sattsam zu verstehen, wie nöthig es sey, daß die Republik bei diesen kritischen Umständen einen besondern Minister am russischen Hofe habe. Er war so glücklich durchzudringen, und was noch mehr, selbst zum Gesandten ernannt zu werden.

Der damals am pohlnischen Hofe sich aufhaltende französische Ambassadeur, Graf von Broglio, der eben soviel Einsicht, als Eifer und Galle hatte, that alles Mögliche, Poniatowsky's Wahl zu hintertreiben, aber es war zu spät.

Der bekannte Graf Brühl, der nur für seine Garderobe in der Welt zu seyn schien, hatte Poniatowskys Anhängern das Wort gegeben, blos weil ein fremder Ambassadeur es gewagt hatte, ihm zu widersprechen.

Poniatowsky reißte also, als Minister des Königs und der Republik, nach Rußland zurück, suchte sich auf alle mögliche Art beliebt zu machen, und eine starke Parthei auf seine Seite zu ziehen, welches ihm jezt um so leichter wurde, da seinen Fähigkeiten in dieser Kunst, noch die Bekleidung eines großen Postens zu Hülfe kam.

Bey seiner Antrittsrede bediente er sich heftiger Ausdrükke gegen den König von Preußen, allein der Hof des Großfürsten war bereits sattsam überzeugt, daß dieses nur durch die Noth abgedrungene Worte wären, woran er selbst nicht glaube; ja sein Einfluß am großfürstlichen Hofe ging jezt weiter wie jemals, und er war überhaupt so beliebt, daß keine schöne Dame in St. Petersburg war, welche nicht das Bildniß des schönen Poniatowsky (so nannte man ihn damals) wenigstens — — auf ihrer Tabatiere trug.

Bis dahin ging also alles nach Wunsch. Poniatowsky genoß das unumschränkte Zutrauen des Großfürsten und der Großfürstinn, und dadurch wurden seine Freunde am russischen Hofe sehr vermehrt. Allein jezt ereignete sich wieder ein Umstand, der seinen Planen und Entwürfen außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg legte.

Der Marquis de l'Hopital kam als französischer Ambassadeur in Petersburg an, und nun nahm die englische und preußische Parthei so sichtlich ab, daß es fast niemand wagte, sich öffentlich für eine von denselben zu verwenden. Die Kaiserinn befahl auf's strengste, daß jeder, der nur den Namen des Königs von Preußen nennen würde, schon ins Gefängniß wandern sollte.

L'Hopital hatte sich bei der Kaiserinn sowohl, wie bei Hohen und Niedern, in solchen Kredit zu setzen gewußt, daß jeder ihm Ehrfurcht und Ergebenheit bezeugte. Er war Poniatowsky's Feind, und zwar in einem solchen Grade, daß er sich — was bey einem Staatsmann wirklich sehr viel sagen will — öffentlich dafür erklärte. Er sann nur auf Ge=

legenheit und Mittel, es bei der Kaiserinn dahin zu bringen, daß sie dessen Zurückberufung begehren sollte. L'Hopital sowohl, wie mehrere Andere wußten es, daß Poniatowsky an dem Unglück des Großkanzlers, Grafen Bestucheff viel Antheil hatte, allein die Beweise davon, die man nicht versäumte der Kaiserinn vorzulegen, waren noch nicht hinreichend, das Gewünschte zu erzwekken, zumal da Poniatowsky die Gunst derselben in hohem Grade besaß. Es fand sich jedoch bald eine andere Gelegenheit, welche die Kaiserinn bewog, seine Zurückberufung zu verlangen, und der Graf Poniatowsky sahe sich genöthiget, nach Warschau zurückzukehren.

Vier Jahre nachher, da unterdessen der unglückliche Peter der Dritte Krone und Leben verloren hatte, ließ Poniatowsky durch einen insgeheim nach St. Petersburg abgeordneten Pohlen bey der Kaiserinn nachforschen, ob er sich am Hofe zeigen dürfe und solle. Allein Katharine hielt es nicht für zuträglich, sondern wies ihn zur Geduld, und versicherte ihn, bei vorkommender Gelegenheit seiner eingedenk zu

seyn; und diese erschien im Jahr 1763 nach dem Tode König August des Dritten.

Kaum hatte Katharine die Nachricht von dessen Tode erhalten, als sie ihr Conseil zusammen berufen ließ, um zu berathschlagen, was in diesen Umständen wegen Pohlen für Maaßregeln zu ergreifen wären. Bestucheffs Meinung ging dahin, Pohlen in der freien Wahl nicht zu stören. „Wenn Rußland,“ sagte er, „eine Parthei ergreifen, und sich für einen Pohlen erklären will, so muß es sich und seinem Interesse dadurch mehr schaden als nützen, denn ich kenne keinen Pohlen, der mächtig und reich genug wäre, um sich, ohne fremde Unterstützung, erhalten zu können. Ganz unnütz würde es seyn, Geld daran zu wenden, und es auf solche Art aus dem Lande zu schleppen, denn so rühmlich auch der letzte Krieg für Rußland ausgefallen ist, so hat es doch im Grunde, der beträchtlichen Summen wegen, die aus dem Lande gegangen, und für dasselbe ganz verloren sind, Schaden dabei gehabt.“ Diesem vernünftigen Gutachten Bestucheffs stimmten die übrigen bey. Allein Katharine war damit nicht zufrieden, sie erreichte ihren Endzweck nicht, und machte da-

her noch einen zweiten Versuch. Als aber auch dieser nichts fruchten wollte und ihr Conseil von seiner Meinung nicht abzubringen war, so schickte sie 3000 Mann Truppen auf den den 9ten Mai 1764. ausgeschriebenen Convokations-Landtag, der aber der fremden Truppen wegen nicht zu Stande kam. Die vernünftigen Pohlen konnten aus diesem Schritt leicht erkennen, wie der auszuschreibende Wahltag ausfallen würde. Viele blieben daher ganz aus, und von den Uebrigen wurde Poniatowsky, allen Grundgesetzen der Republik zuwider, unter dem Waffengetümmel fremder Truppen zum Könige von Pohlen erwählt.

Seine Geschichte als König, so interessant sie übrigens auch ist, gehört jezt nicht zu meinem Plan. Ich verspare sie bis auf eine andre Gelegenheit.

VIII.

Karl der Erste.

Merkwürdiger ist wohl kein Zeitraum in der Englischen Geschichte und reicher an auffallenden Begebenheiten, als der vom Jahre 1642 bis 1658. Es treten hier zwey Männer auf den Schauplatz, die zu ihrer Zeit die Aufmerksamkeit der Welt rege machten, und der Nachwelt stets merkwürdig bleiben werden; sie spielen eine Rolle, die man von der Art in den Jahrbüchern der Geschichte vergebens sucht.

Karl der Erste und Olivier Kromwell! Jener ein mächtiger König, der mit seinen Unterthanen in einen bürgerlichen Krieg verwikkelt wurde, Krone und Zepter dadurch verlor, und auf dem Blutgerüste starb; dieser ein armer Edelmann, anfangs Deputirter im Unterhause des Parlaments, Mörder seines

Königs und endlich — Souverain dreyer Königreiche!

Bis Frankreichs gesittete Barbaren Ludwig den Sechzehnten mordeten, war dies das einzige Beyspiel aus der Geschichte kultivirter Nationen, daß, nach Urtheil und Recht, ein König zum Schwerdte verdammt worden.

Unschuld unter dem Dolche des Mörders im Walde — und Unschuld unter dem feierlichen Pompe der Justiz auf dem Blutgerüste — beides empört die Menschheit; — und Karl starb unschuldig!

Man sollte glauben, nach Rom, in die Zeiten der Nerone und der übrigen Wütheriche versetzt zu seyn, wo eine zahlreiche Leibwache in einem festen Lager, Stadt und Senat im Zaum hielt, nach Gutdünken das Reich versteigerte und den ihr mißfällig gewordenen Tyrannen ermordete, wenn jene Elenden mit Karln und ihre Henker mit den ausgearteten Bösewichtern zu vergleichen wären, welche diesen Monarchen durch die Hände der Gerechtigkeit umbringen ließen.

Karl war im Ganzen ein Prinz von treflichen Eigenschaften des Herzens und Verstan-

des; nur der von seinem Vater angenommene und von ihm genährte Grundsatz von uneingeschränkter königlicher Machtvollkommenheit, das diesem Grundsatz gemäße stete Emporstreben, ein ziemlicher Grad von Unbesonnenheit, die ihn mehr als Einmal zu unüberlegten Schritten verleitete, und Befolgung der Rathschläge irrender, oder thörichter, oder böser Rathgeber bewirkten allmählig seinen schrecklichen Sturz. Er beging Fehler, aber gewiß nie aus Bosheit. — Hier stirbt also ein Unschuldiger, noch dazu unter dem Schein Rechtens; ein König dreyer Königreiche stirbt als Verbrecher auf dem Schaffot! —

So empörend indessen der Gedanke ist, einen König von seinem Volke hingerichtet zu sehen, so irrig und grundlos ist die Meinung, als habe die Nation, das Volk von England, diesen unglücklichen Monarchen gemordet. Nein, nicht das brittische Volk, auch nicht das rechtmäßige Parlament, sondern eine Rotte von Verworfenen, die mit unerhörter Treulosigkeit zu Werke ging; ein wüthender schwärmerischer Haufen war es, der, verleitet von einigen herrschbegierigen Menschen, unter

welchen Kromwell hervorragte, unterstützt von einem Heere der wildesten Soldaten, die zu dieser Absicht besonders ausgehoben, und auf Veranstaltung der Rädelsführer durch häufige Religionsübungen dergestalt angeflammt waren, daß sie das Leben des Königs als ein nothwendiges Opfer zur Erhaltung des wahren Glaubens forderten — dieser wüthende Haufe war es, der dem in so vieler Rücksicht vortreflichen Fürsten Freiheit, Krone und Leben raubte. — Ein freies Parlament gab es damals gar nicht mehr. Die Bischöfe waren längst als Stützen der königlichen Macht aus dem Oberhause vertrieben, und der hohe Adel, der größtentheils dem Könige treu geblieben war, — so wie die treuen Unterthanen des Königs überhaupt — waren außer Stand gesetzt, etwas Wirksames zur Rettung des unglücklichen Monarchen zu unternehmen; daher beweinte auch der bessere und bei weitem größere Theil der Nation den Tod des Königs und verabscheute die Urheber desselben, aber lange vergebens, unter dem schweren Joche der Kriegsmacht.

Die nächste Ursache zur Hinrichtung des Königs lag freilich in den immerwährenden

Streitigkeiten mit seinem Parlamente. Nach seiner Ueberzeugung und den hohen Begriffen, die er einmal über die Vorrechte der königlichen Würde angenommen hatte, glaubte er berechtiget zu seyn, seine von so vielen Seiten eingeschränkte Gewalt erweitern zu dürfen, und darüber kam es im Jahre 1642 zu einem Kriege zwischen der sogenannten Volkspartheу und der Parthey des Königs. Kromwell focht für die Gerechtsame des Parlaments, als aber die Sache über Erwartung glücklich ablief, legte er die Maske ab, unterjochte selbst das Parlament, dem er sein Emporkommen verdankte, und ließ seinem König den Kopf abschlagen. Und dieser Königsmörder, dieser eigentliche Unterdrükker der Volksfreiheit von England — regieret nun zehn Jahr lang über die Nation so unumschränkt, als schwerlich je ein König herrschen konnte. Auch außer dem Reiche ward er geehrt, Könige buhlten um seine Freundschaft, nannten ihn ihren Bruder und im Lande wurde er von Jedermann gefürchtet.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zu der Geschichte des unglücklichen Königs wie-

der

der zurück. Sein Charakter war, wie gesagt, ein gemischter Charakter; aber seine Tugenden übertrafen doch bey weitem seine Fehler, unter denen man schwerlich einen einzigen finden wird, der mit Recht den Namen eines Lasters verdiente. — Seine Würde war ohne Stolz; seine Güte ohne Schwachheit; sein Muth ohne Verwegenheit; seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ohne rauhe Härte und seine Oekonomie ohne Geiz. Um ihn indessen ganz unpartheyisch zu beurtheilen, muß man gestehen, daß er Fehler hatte, die, ohne dem ersten Anschein nach wichtig zu seyn, dennoch fähig waren, seinen Tugenden die natürliche Stärke ihres Eindrucks zu benehmen. Seine Neigung zur Wohlthätigkeit ward durch ein gewisses unangenehmes Betragen verdunkelt; seine Frömmigkeit hatte einigen Anstrich von Aberglauben; seine natürlich gute Urtheilskraft verlor sehr viel durch die zu gefällige Nachgiebigkeit, die er bey den wichtigsten Angelegenheiten gegen Personen von viel geringerer Fähigkeit bewieß, und seine kalte Mäßigung sicherte ihn nicht immer vor gewagten und übereilten Entschlüssen. Er verdient daher eher den Namen eines g u t e n, als eines

großen Fürsten; und seine Fähigkeiten machten ihn eher geschickt, einen wohlgeordneten, regelmäßig eingerichteten, ruhigen Staat zu regieren, als den Launen und zum Theil unsinnigen Einfällen einer Volksversammlung nachzugeben, sie weise zu lenken, oder in Zaum zu halten: denn zu dem ersten fehlte ihm Biegsamkeit, zu dem andern erfahrne Klugheit, und zu dem letztern Lebhaftigkeit genug — Wäre Karl als unumschränkter Fürst geboren worden, so würde sein menschenfreundlicher Charakter und sein guter natürlicher Verstand seine Regierung höchst wahrscheinlich zu einer der glücklichsten gemacht haben. Unglücklicherweise setzte ihn sein Schicksal zu einer Zeit auf den Thron, wo die Beispiele vieler Reiche die willkührliche königliche Gewalt begünstigten, und im Gegentheil das Hauptbestreben der Engländer grade auf Freiheit gerichtet war.

Einige Geschichtschreiber haben kühnlich seine Gewissenhaftigkeit bezweifelt; aber selbst die boshaftesten Untersuchungen über sein Betragen, von welchem freylich nicht alle Umstände gehörig aufgeklärt sind, geben auch nicht den geringsten vernünftigen Grund zu diesem Vorwurfe.

Wenn man im Gegentheil betrachtet, wie oft er aufs Aeußerste gebracht wurde, und mit seiner Verlegenheit die Aufrichtigkeit, die in allen seinen öffentlichen Erklärungen und Unterhandlungen herrscht, vergleichen will: so wird man sich verpflichtet fühlen, zuzugeben, daß unbescholtene Redlichkeit und reines Ehrgefühl den ersten Rang unter seinen übrigen Tugenden behaupteten. Kein Beweggrund, keine Ueberredung vermochte ihn, etwas einzugehen, wovon er nicht glaubte, daß sein Gewissen es ihm verstatte: und ob man ihm gleich einige Verletzungen der Gerechtsame des Volks vorwerfen könnte; so müssen diese doch eher den leider zu hochgespannten Begriffen von seinen Vorrechten — worin er erzogen war, — als irgend einem Mangel von Aufrichtigkeit in seinen Grundsätzen zugeschrieben werden.

Karl der Erste war von schöner Leibesgestalt, von angenehmer und sanfter, aber ein wenig melancholischer Gesichtsbildung. Er hatte regelmäßige Züge, schöne gesunde Gesichtsfarbe, einen starken und ebenmäßig gebauten Körper von mittler Größe, und war fähig die größten Beschwerlichkeiten zu tragen. Im Reiten und

allen andern Leibesübungen war er Meister. Mit einem Worte, er besaß alle die äußern Eigenschaften und mehrere der wesentlichen Tugenden, welche einen vollkommenen Prinzen bilden —.

Es ist merkwürdig, daß gleich das erste Parlament, welches er in aller Eile zusammen berief, anstatt seinem jungen Monarchen Beweise von Gehorsam und Zuneigung zu geben, ihm kaum den zehnten Theil des benöthigten Geldes bewilligte; und zwar zu einer Zeit, da sich die englische Flotte und Armee in einem, auf dringendes Verlangen desselben unternommenen, Kriege mit dem Spanisch-Oesterreichischen Hause, ohne Geld und Kriegsvorrath, in größter Verlegenheit befand. Ohne von seinem einmal gefaßten Entschlusse abzugehen, blieb das Parlament hartnäkkig bey seiner Weigerung, ungeachtet sich der König bis zu Bitten herab ließ. Zu diesem unerwarteten und unerhörten Betragen mogte der Haß und Unwille gegen den Herzog von Bukkingham, den Liebling des Königs, auf dessen großes, schnelles und so wenig verdientes Glück die meisten Glieder des Parlaments neidisch waren, nicht

wenig beygetragen haben. Diesem Staatsmann war es unmöglich, die Zuneigung des Volks auf immer zu erlangen, ob er gleich den Haß desselben auf einen Augenblick zu erstikken wußte, so lange er nemlich den Leidenschaften und Lieblingswünschen desselben schmeichelte. Sein angemaßtes Ansehn, und seine an sich gerissene Gewalt über Karls Bescheidenheit übertraf selbst die noch bey weitem, welche er über Jakobs Schwäche gehabt hatte, und es geschah beynah nichts als auf seinen Rath und unter seiner Leitung. Seine heftige Gemüthsart ließ ihn seine Schmeichler und Gehülfen schleunig auf den höchsten Gipfel des Ansehns erheben; aber bey der geringsten Gelegenheit stürzte er sie auch wieder mit derselben Wuth und eben der Heftigkeit, womit er sie erhoben hatte. Er war unversöhnlich in seinem Hasse, leichtsinnig in der Freundschaft, und betrachtete alle Menschen als seine Feinde, oder als wären sie bereit, es zu werden. Alle Gewalt des Reichs war durch das völlig unbegränzte Vertrauen seines Herrn, und vermöge der höchsten Würden des Staats, womit er überhäuft war, in seinen unersättlichen Händen.

War es wohl zu erwarten, daß ein Mann von einem solchen Charakter, auf dessen Betragen die Augen der ganzen Nation gerichtet waren, sein großes Glück lange ungekränkt genießen würde? da selbst verdiente Männer auf solchen erhabenen Posten oft den Ränken und tausendfachen Maschinerien des Neides und der Bosheit unterliegen müssen? —

Was den unruhigen Geist unter dem Volke aber hauptsächlich nährte und vergrößerte, war der Haß der verschiedenen Religions-Partheyen, die mit schwärmerischer Wuth einander verfolgten. Daß aber Religionsunruhen und Verfolgungen, Unsicherheit und Geist des Aufruhrs in jedem Lande verbreiten, das so unglücklich ist, ein blutiger Schauplatz derselben zu werden, lehrt uns nicht allein die Geschichte Englands in dieser traurigen Periode, sondern mehrere Reiche, — deren Regenten von blindem Eifer, von unvernünftigen und unpolitischen Grundsätzen in Staats- und Kirchensachen angetrieben, dem Staate durch Beraubung seiner besten Bürger Wunden schlugen, von deren Verblutung sie sich bis auf unsere Zeiten noch

nicht wieder völlig haben erhohlen können, — liefern hiezu Beispiele genug.

Mit dem stärksten Eifer suchten die Puritaner, zu deren Sekte sich heimlich viele Parlamentsglieder hielten, die Ausübung der Römischkatholischen Religion zu unterdrükken und, wo möglich, gar in England auszurotten. — Hierzu kam noch zu allem Unglück die Vermählung Karls mit einer katholischen Prinzessinn aus Frankreich, wodurch der Funke von Religionshaß, den man bisher nur unter der Asche glimmen sahe, wieder stärker angefacht wurde; bis er endlich in eine Flamme ausbrach, die nicht allein dieser Religionsparthey, sondern selbst ihren wüthenden Verfolgern und sogar dem Staate den völligen Untergang drohete. Man fürchtete nemlich (und vielleicht nicht ohne Grund) durch Aufnahme derselben in die königliche Familie dürften ihr, wo nicht gleich, doch nach und nach Vorrechte eingeräumt werden, wodurch die Rechte der Protestanten geschmählert, und wohl gar die Freiheit des Volks untergraben werden könnte. Wenn aber auch dergleichen Besorgnisse nicht ganz ungegründet

waren, so hätte man ihnen doch auf andere Art und durch bessere Mittel vorbauen können.

Karl, der von allem Partheygeist frei war, und der Religion seiner Ahnherren Schonung schuldig zu seyn glaubte, hielt sich verpflichtet, nie den ungestümen Forderungen: „nach der äußersten Strenge der Gesetze zu verfahren,“ nachzugeben, die immer erneuert und mit desto größerer Heftigkeit erneuert wurden, je weniger der König geneigt schien, sie zu befriedigen.

Die Volksunruhen wurden von Tage zu Tage größer, die Religion wurde, wie schon gesagt, mit hinein verwebt, und beide Theile erhöhten ihre gegenseitigen sonderbaren Forderungen. Der nunmehr fast unvermeidliche Bürgerkrieg brach in hellen Flammen aus und wälzte sich durch alle drey Reiche mit fürchterlicher Gewalt. Zu diesem Unglück kamen noch die auswärtigen Kriege, worinn Karl gleichfalls verwikkelt wurde und welche für England, wegen Unerfahrenheit der Befehlshaber, unglücklich abliefen.

Die Parthey des Königs war in den bürgerlichen Kriegen fast allenthalben die unterliegende, und in dem Treffen bey Naseby, das allein

auf Prinz Roberts Rath angefangen und durch seinen großen Ungestüm verloren ging, erfochten Fairfax und Kromwell einen so vollständigen Sieg, daß 500 Offiziere und 4000 Mann, nebst der ganzen Königlichen Artillerie, Munition und Bagage, in ihre Hände geriethen, und die ganze noch übrige Infanterie zerstreut wurde. Dieser Schlacht folgte die Eroberung fast aller königlichen Festungen, und selbst Bristol, das sich vier Monate lang hätte halten können, wurde von dem sonst so tapfern Prinz Robert in den ersten Tagen übergeben. Fairfax schlug und zerstreute alle übrige königliche Korps; selbst der sonst so siegreiche Montrose erlitt eine gänzliche Niederlage und mußte in die Gebirge fliehen. Den Winter hindurch befand sich der König zu Oxford in der allertraurigsten Lage. Die Kräfte seiner Anhänger waren erschöpft, seine muthlosen Truppen bis auf die geringe Garnison von Oxford zusammengeschmolzen, seine Feinde wüthender als jemals, und nur von ihren innern Zwistigkeiten ließ sich noch etwas hoffen.

Karl war ungewiß, auf welche Seite er sich wenden sollte, und mußte fürchten, daß es schon

überhaupt zu spät sey, eine Parthey zu ergreifen, da Fairfax mit einer siegreichen Armee Oxford bedrohete, und solche Anstalten machte, daß es nothwendig in seine Hände fallen mußte. Gefangen, im Triumph aufgeführt, von seinen übermüthigen Feinden beschimpft zu werden, das war ein Gedanke, der ihm Entsetzen verursachte. In dieser Verzweiflung faßte er den Entschluß, sich der schottischen Armee in die Arme zu werfen. Von einem Volke, das immer billigere Gesinnungen geäußert hatte, als die Engländer, dem alle seine Forderungen bewilligt waren, unter dem er geboren war, hofte er, indem er in der äußersten Noth zu ihm seine Zuflucht nahm, Großmuth und Schutz.

Er verließ also Oxford in der Nacht mit Asburnham, für dessen Bedienten er sich ausgab und kam glücklich bey der schottischen Armee an. Die anführenden Generale schienen bey der unerwarteten Ankunft ihres Königs in das höchste Erstaunen zu gerathen, erzeigten ihm indessen alle äußere, seiner Würde gebührende Achtung, und gaben ihm eine Ehrenwache, — doch nur um ihn gefangen zu halten. Sie gaben von diesem Vorfalle sogleich dem

englischen Parlamente Nachricht, zogen sich aber nach Newcastle zurück. Jezt fand Karl freilich seine Lage um nichts gebessert. Er wurde sehr eingeschränkt gehalten und die Bedingungen, die England machte, waren völlig so, wie sie nur ein Gefangener erwarten durfte, und zwar so ungeheuer, daß er sie, alles seines Unglücks ohngeachtet, abschlagen mußte; man merkte wohl, es sey der Nation, oder vielmehr dem Parlamente, mit der Freiheit des Königs eben nicht gedient.

Das Parlament verlangte vor allen Dingen, daß der König von den Schotten ausgeliefert werden sollte; wegen der rückständigen Schuldforderung sollte alsdann ein Vergleich getroffen werden. Nach langen Dispüten über die Frage: welche von beiden Nationen das meiste Recht habe, den König zu bewachen, die englische, oder die schottische? kam man endlich dahin überein, daß die Schotten für ihre Schuldforderung 400,000 Pf. St. erhielten, und dagegen den König an die Engländer auslieferten. Sie mochten selbst die Schande lebhaft fühlen, die dieser niederträchtige Kaufkontrakt auf sie häufte: darum gaben sie sich auch

alle Mühe, beydes als ganz verschiedene, von einander unabhängige, Dinge vorzustellen, die aber sogar bey ihren Landsleuten vergeblich angewandt war. So zog sich diese Nation den häßlichsten aller Schandflekke zu, ihren Fürsten verhandelt und verkauft zu haben, den sie nicht wieder wird auslöschen können. Der König empfing die Abgeordneten, die ihn in Empfang nehmen sollten, zu Newcastle mit so vieler Güte und gefälligem Anstande, als wären sie blos gekommen, ihm ihre Aufwartung zu machen. Diese ließen ihn indessen viel genauer bewachen, verabschiedeten alle seine alten Bedienten und verhinderten jeden Besuch seiner Familie und seiner Freunde.

Indessen dauerte die Herrschaft des Parlaments nicht lange; denn kaum hatte es über seinen Fürsten triumphirt, als seine eigenen Diener sich erhoben und es von seinem so ungerechterweise usurpirten Throne stürzten. Nichts war mehr fähig, die Fortschritte des fanatischen Eifers und Ehrgeizes in Zaum zu halten, da einmal die Grenzen der Gesetze überschritten waren. So bald sich die Schotten zurückgezogen hatten, und alles zum Gehorsam gebracht war,

sprachen die Presbyterianer, die bis jezt noch im Parlamente die Mehrheit, so wie die Independenten die Oberhand bey der Armee hatten, von Verabschiedung der meisten Truppen. Hiemit aber war weder die Mannschaft, noch viel weniger die Offiziere zufrieden, die sich fast alle aus der niedrigsten Klasse des Pöbels empor gearbeitet hatten, und nun nicht Willens waren, wieder in ihre vorige Niedrigkeit zurückzukehren und zu darben. Ihr Sold war seit langer Zeit rückständig und dagegen sahen sie, daß viele Glieder des Unterhauses sich große Reichthümer gesammelt hatten. Sie gaben also eine Bittschrift ein, worinn sie um Bezahlung ihres Soldes baten. Es war nur Oel ins Feuer gegossen, daß die Gemeinen die Bittschrift verwarfen, und alle diejenigen für Feinde des Staats erklärten, die sie unterstützten; denn es gab zu dem allgemeinen Geschrey der Armee Anlaß: daß sie der Privilegien der Nation beraubt, und als die Wiederhersteller der Freiheit, zu Sklaven einer Faktion im Parlament erniedrigt würden. Das Parlament wählte Kromwell und einige andere Offiziere, den Lärm in der Armee zu stillen. Diese aber, welche selbst die Anstifter davon

waren, setzten ein militärisches Parlament, das aus den höchsten Offizieren und einigen Gemeinen von jeder Kompagnie zusammengesetzt war, dem von Westminster entgegen, und erklärten durch dasselbe, daß die Forderungen und Klagen der Armee sehr gegründet wären. Ein anderer Streich, der beinahe zu derselben Zeit ausgeführet wurde, entschied den Sieg ganz zu ihrem Vortheil.

Zu Hombly, dem Aufenthalte des Königs, kamen, unter Anführung des Kornet Joyce einige hundert Reiter an, die ohne Widerstand bis zum Zimmer des Königs drangen und ihn zur Armee abführten. Dieser unerwartete, auf Kromwells Befehl ausgeführte, Streich, setzte das Parlament in die äußerste Verlegenheit, und beraubte es aller Möglichkeit, einen nunmehr, wiewohl zu spät, gewünschten Vergleich mit diesem Prinzen einzugehen. Selbst Fairfax war über die Ankunft des Königs noch nicht von seinem Erstaunen zu sich selbst gekommen, als Kromwell von London ankam und demselben ein Ende machte. Dieser kühne Verräther hatte sich im Parlament mit soviel

Verstellung und studirter Heucheley betragen, daß selbst der ausgelernteste Heuchler betrogen und er, durch seine überzeugenden Eidschwüre, für den eifrigsten Anhänger des Parlaments gehalten wurde. Dem ungeachtet war er von seinen Feinden verrathen und der Schluß gefaßt worden, ihn am folgenden Tage in seinem Hause in Verhaft zu nehmen. Allein er wurde von der Gefahr benachrichtiget und ging sogleich zur Armee, wo er mit allgemeiner Freude aufgenommen, und ihm das höchste Kommando übertragen wurde. Ohne Bedenken und zur Freude des Volks, das ein Parlament, von dem es so viele Bedrükkungen erlitten hatte, nicht wenig haßte, ließ er die Armee aufbrechen und gegen London marschiren. Umsonst suchten die Häupter des Parlaments Hülfe, und sahen sich am Ende genöthigt, sich zu unterwerfen. Die Armee, die sich zu St. Albans gesetzt hatte, ahmte nunmehr ganz genau das vom Parlamente in seinen Anmaßungen gegen die Krone gegebne Beispiel nach. Eine Forderung folgte der andern, und keine durfte verweigert werden; kurz der Entschluß war gefaßt, mit nichts zufrieden zu seyn. Als endlich kein Zei-

chen des Widerstandes mehr zu sehen war, ging die Armee ein wenig zurück nach Reading. Auf allen Märschen hatte ihr der König folgen müssen, doch befand er sich hier weit besser, als bey den Schotten. Er war freier, von beiden Partheyen mehr geachtet, und erhielt sogar Besuch von seinen Kindern, die einige Tage bey ihm blieben. Kromwell war bey der ersten Zusammenkunft mit denselben gegenwärtig gewesen, und sprach mit Bewunderung von dem liebevollen Betragen des Königs. Alle Häupter der Partheyen machten ihm fleißig die Aufwartung, am wahrscheinlichsten durfte er aber erwarten, sich mit der Armee zu vergleichen. Er hoffte einige Gnadenbezeigungen und Titel, indem er z. B. Kromwelln den Orden vom Hosenbande, den Titel Graf Essex und das Kommando der Armee ꝛc. ꝛc. anböte, würden ihm die vornehmsten Offiziere zu Freunden machen. Kromwell stellte sich auch, als wenn ihm das nicht mißfiele, doch marschirte er indeß mit der Armee nach London, um, wie es hieß, das Parlament zu schützen, weil neulich wieder ein Auflauf entstanden war; und endlich wurde sogar, nach der völligen Unterjochung dieses

Par-

Parlaments ein feierliches Dankfest für die Wiederherstellung seiner Freiheit gehalten.

Da die Anführer der Armee dieß bewerkstelligt hatten, ließen sie den König auf das Schloß Hamptoncourt bringen und daselbst mit anscheinender Pracht und Freiheit leben. Da aber Karl nach und nach mißtrauischer wurde, so hielt er es für besser Hamptoncourt zu verlassen und einen sicherern Ort zu wählen. Er entfernte sich hierauf mit einigen Herren von seiner Gesellschaft und begab sich nach der Insel Wight, wo unglücklicherweise ein vertrauter Freund Kromwells kommandirte. Kromwell berief hierauf zu Windsor insgeheim einen Rath der vornehmsten Offiziere zusammen, wo über das Schicksal des Königs berathschlagt, und zuerst der unerhörte Plan entwikkelt wurde, den König vor Gericht zu ziehen. Ja man beschloß sogar einen kühnen Streich zu wagen, um seiner los zu werden; denn so lange er lebte, konnte man von der wieder auflebenden Liebe des Volks nichts als beständigen Aufruhr und Gefahr erwarten. Da Karl nicht sogleich die ihm vorgelegten Präliminärpunkte einging, so wurde das despotisirende Parlament aufge-

bracht und beschloß, inskünftige an der Beruhigung der Nation ganz allein zu arbeiten, weder Gesandtschaften noch Briefe vom Könige anzunehmen, ihm keine Addressen zu überreichen und diejenigen für Verräther zu erklären, die einige Gemeinschaft mit ihm unterhalten würden. Das hieß nun den König förmlich vom Throne stoßen und die ganze Konstitution über den Haufen werfen. Die erste Folge dieses Beschlusses war, daß er wieder genauer bewacht, seiner Bedienten und Freunde beraubt, und in so enger Verwahrung gehalten wurde, daß er jeden Augenblick Gift und Dolch befürchten mußte; und dennoch blieb er gelassen und standhaft, weil Religion die reine Quelle war, aus welcher er Trost in seinem Unglück schöpfte.

Parlament und Armee genossen indessen ihre Macht keineswegs in Ruhe; von allen Seiten sahen sie sich mit Verschwörungen umgeben, und selbst Schottland schien jezt eine Stütze seines unglücklichen Fürsten werden zu wollen. Schottland, dem nach und nach über die Anmaßungen der Independenten die Augen aufgingen, protestirte im Englischen Unterhause gegen die vier

dem Könige vorgelegten Präliminär-Artikel, und seine Kommissäre schlossen, da auf ihre Vorstellungen nicht geachtet wurde, mit dem Könige insgeheim einen Tractat, ihre Nation für ihn zu bewaffnen. In England brannte das Volk vor Unwillen, daß ein Haufen seiner Söldner sich die höchste Gewalt über König und Parlament anmaßte, und voller Ungeduld suchte es Mittel, seines Königs Ketten zu zerbrechen. Allenthalben suchten die Royalisten sich wieder zu erheben, und selbst der Flotte hatte der Geist des Mißvergnügens sich bemächtigt. Aber allenthalben wurden die königlichen Anhänger von den wachsamen Anführern der Armee, Kromwell und Fairfax, unterdrückt.

Da jezt die Armee so sehr zerstreut und London frei war, erhielt das Parlament wieder neuen Muth, und schickte sogar Abgeordnete nach Wight, mit dem Könige zu unterhandeln. In dieser Zusammenkunft sahe man ihn seit vorigem Jahre, als er zu Hamptoncourt residirte, ganz auffallend verändert. Seitdem man ihm seine Bedienten genommen, hatte er sich selbst ganz vernachläßigt, hatte den Bart

wachsen und seine in der kurzen Zeit ganz grau gewordene Haare in Unordnung hängen lassen. Er ging in diesen Unterhandlungen alle Forderungen ein, zwey ausgenommen: nämlich Auslieferung seiner Freunde und gänzliche Abschaffung der Bischöflichen Liturgie, die man ihm nicht einmal für seine eigene Kapelle verstatten wollte. Darüber unterhandelte man so lange, bis die Armee endlich ihre blutgierigen Absichten ins Werk setzte. — Die Schotten waren unterdessen in England eingedrungen, wurden aber ihrer großen Ueberlegenheit ungeachtet von Kromwell geschlagen, der selbst in Schottland einfiel und die noch übrigen Korps vernichtete. Durch diesen glücklichen Fortgang aufgeblasen, machte Kromwell dem Parlamente Vorwürfe über den Tractat mit dem Könige, und verlangte für das viele vergossene Blut seine Bestrafung. Zu gleicher Zeit marschirte er nach Windsor, ließ den König von da auf das Schloß Hurst bringen und genau bewachen. Den Tag darauf, da das Parlament dagegen protestirt und beschlossen hatte, den Tractat mit dem Könige dennoch zu endigen, umringte der Obrist Pride das Haus mit zwei Regimen-

tern, nahm 41 Presbyterianische Glieder in Verhaft, schloß noch 116 andere aus, und verstattete nur den eifrigsten Independenten den Eingang. Dieser schändliche Angriff auf das Parlament wurde die Säuberung des Obrist Pride, (Colonel Pride's purge) genannt.

Nun blieb diesen Wüthenden nichts mehr übrig, als der Prozeß und die öffentliche Hinrichtung ihres Fürsten, wozu die Verschwornen im Parlamente, die Armee, und die Generale, die zu klug waren, als sich ganz allein mit diesem, die Menschheit entehrenden, Verbrechen zu befassen, den Namen des Parlaments mißbrauchen wollten. Im Unterhause wurden die Kommissäre ernannt, welche die Anklage des Königs formiren sollten, und diese erklärten, daß Se. Majestät sich durch den Krieg gegen das Parlament des Hochverraths schuldig gemacht habe. Eine Stelle aus einer Rede des gewissenlosen Verräthers Kromwell verdient hier wohl einen Platz. „Wenn Jemand," sagte er, „aus eigenem Willen (die Independenten waren nemlich alle inspirirt und ihr Wille war daher Wille Gottes) den König zu bestrafen vorgeschlagen hätte, so würde ich ihn für den

größten Verräther halten; da uns aber die Vorsehung und die Nothwendigkeit diese Bürde auflegt, so bitte ich den Himmel, daß er seinen Seegen zu unsern Berathschlagungen geben wolle. Ich kann versichern, daß mir die Zunge am Gaumen klebte, als ich neulich die Bittschrift um Wiederherstellung Sr. Majestät überreichte, und ich hielt dieses übernatürliche Ereigniß für eine Anzeige des Himmels, daß er den König verwirft." — Karl wurde hierauf durch den Obrist Harrison, den Sohn eines Schlächters, nach London abgeführt.

Der König war überzeugt, daß das Ende seines Lebens sich nahe; aber er vermuthete einen Meuchelmord, und nichts weniger als feierlichen Prozeß und öffentliche Hinrichtung. Das hohe Gericht, vor welchem dieser Prozeß geführt wurde, sollte aus 133 Personen bestehen, es kamen aber niemals mehr als 70 zusammen. Kromwell, Ireton, Harrison, &c. &c. und einige Bürger von London waren die handelnden Personen. Der klagende Sachwalter trug im Namen der Gemeinen vor: Karl Stuart, dem die Nation bey seiner Thronbesteigung eine eingeschränkte Regierung anvertrauet habe,

habe, in der strafbaren Absicht eine unumschränkte und tyrannische Herrschaft zu errichten, das Parlament und die Nation bekriegt, weshalb er gegenwärtig als Tyrann, Verräther, Mörder und unversöhnlicher öffentlicher Feind des Volks angeklagt werde.

Als der Präsident auf diese Anklage den König zur Verantwortung aufforderte, entgegnete er mit Muth, Anstand und Mäßigung: „Da er die Autorität des Gerichtshofes nicht kenne, so könne er sich auch seiner Gerichtsbarkeit nicht unterwerfen. Niemand, am wenigsten ein durch eine gesetzwidrige Gewalt unterjochtes Parlament, könne Ihn zur Verantwortung ziehen, der allein der höchsten Majestät des Himmels verantwortlich sey. ꝛc. ꝛc.“

Noch dreimal wurde er mit eben demselben Erfolg ins Verhör geführt, im vierten aber, den 27sten Januar 1649, sprach der Blutrath nach geschehener Aussage einiger Zeugen, die ihn mit den Waffen in der Hand gegen die Parlaments-Armee gesehen hatten, das schreckliche Urtheil aus: daß ihm als einem Tyrannen, Verräther, Mörder und all-

gemeinen Feinde der Nation der Kopf abgeschlagen werden sollte. — Der unglückliche König hatte oft verlangt, mit beiden Häusern zu conferiren, und man vermuthet, er habe die Krone seinem Sohne übergeben wollen; aber es wurde ihm immer abgeschlagen. Alles stimmt darinn überein, daß Karls Betragen, in dieser letzten Periode seines Lebens, seinem Andenken sehr viel Ehre macht, und daß er vor seinen unmenschlichen Richtern niemals vergaß, was er sich als Mensch und als Fürst schuldig war. Die Soldaten, von ihren Offizieren aufgewiegelt, schrieen ganz laut um Hinrichtung, andere hatten sogar Befehl oder doch Erlaubniß, ihm auf dem Wege zum Verhör ins Gesicht zu speyen; aber diese Barbarey hatte keine andere Wirkung, als daß er Mitleid mit ihnen äußerte.

Sobald der Entschluß, dem Könige den Prozeß zu machen, bekannt war, so suchten der französische Hof und die Republik Holland die Sache beym Parlamente zu vermitteln; die Königinn und der Prinz von Wallis schrieben rühRende Briefe; vier edle Freunde Karls, deren

Namen die Geschichte immer mit Achtung nennen wird, Richemond, Hertford, Southampton und Lindsey, seine ehemaligen Geheimen-Räthe, stellten dem Parlamente vor: auf ihren Rath allein habe Karl unternommen, weshalb er jezt angeklagt sey, und sie wollten sich freiwillig der Gerechtigkeit übergeben, um nur das kostbare Leben ihres Königs zu erhalten: kurz unzählige Bitten um Erhaltung des Lebens des Königs liefen ein; aber alles war umsonst. Nichts war im Stande, die blutigen Hände der Mörder zurückzuhalten. — Keiner bezeigte sich bey dem ganzen Prozesse geschäftiger und mit mehr als teuflischem Leichtsinn als Kromwell. Ist es nicht fast unglaublich, daß es diesem Manne in demselben Augenblick, da er das Todesurtheil unterschrieb, in einem Augenblikke, der für ihn hätte schauderhaft seyn müssen, noch möglich war, einen seiner Mitgenossen, aus Scherz, mit derselben Feder zu bespritzen, mit welcher er seinen Namen unter das Todesurtheil seines unschuldigen Königs schrieb? Und doch versichern mehrere englische Schriftsteller die Wahrheit dieser Anekdote, als einen Beweis der fürchterlichen

Verirrungen, zu welchen das menschliche Herz herabsinken kann.

Den bewilligten Zwischenraum von drey Tagen zwischen Urtheil und Exekution, brachte Karl in der größten Seelenruhe, mit Lesen und Gebet beschäftigt, zu. Seine noch in England befindlichen Kinder, die Prinzessinn Elisabeth und der Herzog von Glocester hatten freien Zutritt zu ihm. Der Prinzessinn trug er auf, der Königinn zu sagen, daß er ihr in seinem ganzen Leben, selbst nicht einmal in Gedanken untreu gewesen, und daß seine eheliche Zärtlichkeit nur mit seinem Leben sich endigen werde. Den Prinzen nahm er auf den Schoß und sagte zu ihm: „höre, mein Kind, was ich dir sage. Sie wollen deinem Vater den Kopf abschlagen und vielleicht dich zum Könige machen. Aber nimm ja wohl in Acht, was ich dir sage: du darfst nicht König seyn, so lange deine Brüder Karl und Jakob leben. Sie werden auch deinen Brüdern die Köpfe abschlagen lassen, wenn sie sie in ihre Hände bekommen können, und am Ende vielleicht werden sie ihn dir auch abhauen. Darum bitt ich dich, leide es ja nicht, daß sie dich zum König machen." Der

Prinz stieß einen Seufzer aus und antwortete: „Eher will ich mich in Stükken zerreißen lassen!“ Eine solche Antwort bey einem so zarten Alter rührte den König, und seine Augen flossen über von Thränen der Freude und Bewunderung. Er schlief ruhig und fest wie sonst, ungeachtet das Geräusch der Arbeiter, die Tag und Nacht das Schaffot zu errichten beschäftiget waren, beständig in seine Ohren tönte.

Am Morgen des unglücklichen Tages stand er frühe auf, und ließ mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, auf seinen Anzug wenden. Hämischerweise hatte man die Straße, die an den Pallast Whitehall stößt, zur Hinrichtung gewählt, damit der Triumph der Volks-Justiz über die königliche Majestät im Angesicht seines eigenen Pallastes sich um so auffallender zeigen möchte. Als er aufs Schaffot kam und wegen des Geräusches, das die Soldaten zu machen beordert waren, nicht hoffen durfte, vom versammelten Volke gehört zu werden, sprach er nur noch einige Worte zum Obrist Tomkinson, der ihn bisher bewacht hatte, worinn er nochmals seine Unschuld betheuerte. Er verzieh allen seinen Feinden ohne Ausnahme, aber er

ermahnte sie und die ganze Nation, den Frieden herzustellen und seinem Sohn und Nachfolger den Gehorsam zu leisten, den sie ihm, als ihrem gesetzmäßigen Souverän schuldig wären; und indem er den Kopf auf den Block legte, sagte er: „Ich verlaße eine vergängliche Krone, um eine unverwelkliche zu erhalten, die ich ganz gewiß ohne Stöhrung besitzen werde.“ Ein Vermummter endigte sein Leben mit dem Beil, und ein andrer Vermummter hielt den von Blut triefenden Kopf in die Höhe, mit den Worten: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!“

So starb dieser König, der ein besseres Schicksal verdienet hätte! —

Wie durch ein Wunderwerk waren nun auf einmal der ganzen Nation die Augen geöffnet, ihre Gesinnung geändert, und es ist unmöglich, den Schmerz und Unwillen, die tiefe Traurigkeit und das Mitleiden zu beschreiben, die nicht allein bey den Zuschauern, sondern auch im ganzen Reiche, bey Verbreitung der schrecklichen Nachricht, an die Stelle jener heftigen Verwünschungen traten. Niemals konnte ein Monarch im vollen Triumph des Glücks und Sie-

ges seinem Volke theurer gewesen seyn, als dieser unglückliche Fürst es durch seine Widerwärtigkeiten, durch seine Geduld und Frömmigkeit geworden war. Jeder warf sich mit Bitterkeit entweder wirkliche Untreue, oder nicht genügsamen Eifer in Vertheidigung seines Herrn vor. Mit einem Wort, man verabscheuete jene heuchlerischen grausamen Königsmörder, die ihre Verrätherey lange unter heiligem Vorwande versteckt hatten, und durch die letzte schwarze Ungerechtigkeit auf die Nation einen unauslöschlichen Schandfleck brachten.

IX.

Kurze Charakterschilderung

Gustav Adolfs,

Königs von Schweden.

Gustav Adolf ist einer von den schwedischen Königen, den jeder protestantische Deutsche nicht nur den Namen eines großen Fürsten beilegt, sondern auch als seinen Erretter ehrfurchtsvoll bewundert. Gerade da, wo die protestantische Parthei eines Mannes am meisten bedurfte, der ihre Sache verfechten konnte und wollte, als der kaiserliche General Tilly sich schon mit starken Schritten dem niedersächsischen Kreise näherte; kam aus eigenem Antriebe Gustav Adolf, den der Deutsche kaum den Namen nach kannte, mit 15000 streitbaren Schweden und bot sich zum Verbündeten der Protestanten an.

Da ich nur eine kurze Charakterschilderung von diesem König meinen Lesern zu entwerfen gesonnen bin, so übergehe ich sowohl die Fortschritte, die seine Waffen in Deutschland machten, als den von ihm geführten Krieg selbst; nur seinen Heldentod will ich mit wenigen Worten erzählen.

Durch eine Musketenkugel wurde er am Arme stark verwundet, als er eben im Begriff war die schwächere Seite der Kaiserlichen auszukundschaften und seines kurzen Gesichts wegen zu tief in die Feinde gerieth. Man wollte ihn, da er in Ohnmacht vom Pferde gesunken, den Augen seiner Soldaten entziehen und ihn wieder auf den siegreichen rechten Flügel transportiren, als gerade ein Haufen kaiserlicher Reiter, der aus der Flucht zurückkehrte, unterwegs auf ihn stieß, und ihn vollends, ohne ihn zu kennen, tödtete. Sterbend sagte er in französischer Sprache dem Herzoge Franz Albrecht, der ihn im Arm hielt: „Ich bin verloren, Bruder rette dich!“ Dieser that es auch, und Gustavs Körper lag verlassen da, von eilf Wunden entstaltet, von Pferden und Menschen zertreten, so daß er des andern Tags auch von seinen Vertrautesten kaum mehr erkannt werden konnte.

Ein unpartheyischer Zeitgenosse Gustavs, der Graf Gualdo, ein Katholik und Venetianer von Geburt, der verschiedene Jahre, sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren, besonders bey dem Korps des Herzogs von Weimar sich aufgehalten hatte, aus dessen Munde er manches genau wissen konnte, schildert diesen Helden auf folgende Art: Gustav war von großer Statur, wohlbeleibt, von majestätischem Ansehn, das die Herzen mit Ehrerbietung, Bewunderung, Liebe und Furcht erfüllte, von weißer mit etwas roth vermischter Gesichtsfarbe, gelben Haaren und Bart; sein Auge war groß, aber nicht in die Ferne sehend *). Er hatte das acht und dreißigste Jahr noch nicht zurück gelegt. Von seiner ersten Jugend an war er äußerst zum Kriege geneigt, und eben so begierig nach Ehre und Ruhm. In jeder Handlung zeigte er Verstand, in jedem Gespräch Beredsamkeit, in jeder Unterhaltung Leutseligkeit, in seinen Unternehmungen

*) Dieser von Burgus berührte Umstand verdiente kaum bemerkt zu werden, wenn er nicht, der Vermuthung nach, Schuld an dem Tode des Königs wäre.

gen Herzhaftigkeit, in Geschäften Beständigkeit, in schwierigen Sachen Weisheit, in Gefechten Muth, in Gefahren Unerschrokkenheit, und die größte Wachsamkeit bey Gelegenheiten, wo sie erfordert wurde; kurz er war ein Fürst der alles wußte und auf alles sich verstand. Nie ist wohl ein Feldherr mit größerer Liebe und mehr Ergebenheit gedient worden; einen jeden stellte er zufrieden durch Lobsprüche, gemachte Aussichten, Hoffnungen und Freundlichkeit. Tapfere Handlungen und geleistete Dienste blieben unauslöschlich in seinem Gedächtnisse. Im Umgange war er aufgeweckt und scherzhaft, ohne Prunk, zu jedem sich herablassend und oft zuvorkommend. Zu seinem Zimmer hatte jeder Zutritt, und zu seiner Tafel war jeder Offizier, so wohl der Edelmann als der von geringerm Stande, eingeladen. Die Tafel, sagte er, vertrete die Stelle der Tortur in Ansehung der Geheimnisse, und diene zum Netz für Freundschaft und Wohlwollen. Ceremoniel und Komplimente verachtete er über alle Maaßen, und wenn einer, der mit seiner Denkungsart nicht bekannt war, ihn damit überhäufte, pflegte er zu sagen, man mögte dieses Betragen für die Damen der Köni-

ginn aufbewahren; sein Geschäft im Felde sey, schlagen und nicht tanzen zu lehren. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er äußerst streng, und nahm jederzeit auf die Sicherheit des Bürgers und Bauers Bedacht. Als ihm nach der Eroberung einer katholischen Stadt mehrere Offiziere riethen, die Bürger strenge zu behandeln und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt gehört nun mein und nicht mehr dem Feinde. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht sie in neue zu schmieden. Laßt sie leben, wie sie bisher gelebt haben; ich gebe denen keine neue Gesetze, die so zu leben wissen, wie sie von ihrer Religion zu leben gelehret worden; neue Schuhe pflegen ohnehin zu drükken.“ So sprach Gustav Adolf, und so handelte er auch.

Bey der Behandlung der Protestanten und Katholiken beobachtete er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war: „daß jeder ein Rechtgläubiger sey, der sich den Gesetzen gemäß verhalte; die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sey kein Beruf der Fürsten, sondern der Prediger.“ Da auf solche Art die Katholiken nichts als ihren vorigen Herrn verloren und die Prote-

stanten die Gewissensfreiheit wieder erhielten, so war seine Herrschaft bei allen beliebt. Als ein philosophischer Soldat achtete er nicht auf Unternehmungen seiner Leute, die mit keinen Gefahren verknüpft waren. Er selbst fand sich beleidigt, wenn man ihn ermahnte, für sein Leben besorgt zu seyn, „indem es sich, wie er sagte, für einen streitbaren Fürsten nicht zieme, an den Tod zu denken; der Gedanke, sein Leben in Acht zu nehmen, könne nur von der Furcht erzeugt werden; glücklich wären diejenigen, die in ihrem Berufe das Leben endigten. Der Tod gehe auf Ebentheuer aus, und trete zuerst bei denen in Sold, welche ihn am meisten fürchteten.“ —

Die Eigennützigkeit, mit welcher des schwedischen Kanzlers Oxenstirns Forderungen an die deutschen Stände verbrämt waren, paßt so wenig zu Gustavs Charakter, daß man es ihnen beim ersten Blick ansieht, daß sie aus der Brust eines Ministers kamen, der aus Eigendünkel, Stolz und Habsucht, für dasjenige, was sein König aus Liebe und edler Ehrbegierde für Deutschlands Freiheit that, so übertriebene, eigennützige Forderungen machte,

X.

Eleonore Christine,

Tochter Christians des IV. Königs von Dännemark.

Eleonore Christine, eine Tochter Christians des IV. wurde schon in ihrem siebenten Jahre, nach dem Willen ihres Vaters, des Königs von Dännemark, mit Corfiz Ulfeld, einem dänischen Edelmann und damaligen Cammerjunker des Königs, verlobt. In ihrem zwölften Jahre hielt ein Fürst von Sachsen um sie an. Diese Verbindung war freilich ansehnlicher, man glaubt auch, daß der König seinen Sinn geändert und gewünscht habe, die Prinzessinn möchte ihr erstes Versprechen brechen, wie denn auch Mehrere sie dazu zu überreden suchten. Allein obgleich die Verlobung in einem so jungen Alter mehr von andern in ihrem Namen, als von ihr selbst geschehen war, so hielt

sie sich doch schon dadurch an ihr Versprechen gebunden, weil sie, bey reiferem Alter und mehrerer Vernunft, ihren Beyfall dazu gegeben hatte. Sie blieb daher ihrem Verlobten treu, heyrathete ihn, da sie funfzehn Jahr alt war, und liebte ihn nicht nur, sondern ehrte ihn auch, so lange er lebte, als ihren Ehemann und Herrn. Ihre Ehe war glücklich, so lange Christian der IV. ihr Vater, lebte; denn während dieser Zeit war Ulfeld in großem Ansehn, seine Neider fanden keine Gelegenheit, etwas wider ihn zu wagen, und er selbst war ruhig, weil sein Stolz und seine natürliche Hitze nicht gereitzt wurden. Sobald aber dieser König todt war, fing auch Ulfelds Uebermuth an sich zu erheben. Seine öffentlichen und heimlichen Feinde bedienten sich dessen, um ihm zu schaden und ihn zu stürzen. Er sann auf Rache, und um diese an einzelnen Personen, die sich feindselig gegen ihn bewiesen hatten, ausüben zu können, war er unbesonnen genug, sich gegen den Staat selbst gröblich zu vergehen. Alles dies stürzte ihn aus einem Unglück ins andere, aus der Verbannung in die Gefangenschaft, aus dieser wieder ins Exilium; so daß er zuletzt von einem Orte zum andern ver-

folgt wurde, nirgend mehr sicher war, und endlich auf der Flucht in den kläglichsten Umständen starb. Eleonore Christine war, als eines Königs Tochter, in aller Gemächlichkeit erzogen; auch hätte sie alle Vorzüge ihrer Geburt und ihres Standes immerfort genießen können, wenn sie gleich Anfangs, als Ulfeld entwich, im Lande geblieben wäre. Allein sie hielt es für ihre Pflicht, auch das unglückliche Schicksal des Mannes, dem sie ihr Herz und ihre Hand gegeben hatte, zu theilen, und diese Pflicht erfüllte sie mit vieler Liebe und Beständigkeit. Sie begleitete ihn allenthalben ins Elend, selbst ins Gefängniß, und opferte alles auf, was Ruhe und Annehmlichkeit des Lebens heißen mag, um den nicht zu verlassen, mit dem sie einmal Glück und Unglück auf dieser Welt zu theilen versprochen hatte. Selbst als er einst unterweges in Gefahr gerieth, und, um nicht erkannt zu werden, unter fremden Namen reisen mußte, begleitete sie ihn, um auch hier für seine Bequemlichkeit sorgen zu können, in Mannskleidung, und besorgte sogar seine Wäsche. Ein anderes Mal, da Ulfeld in Schweden eines heimlichen Briefwechsels wegen in Verdacht ge-

rathen war, und der schwedische König eine Kommission zur Untersuchung dieser Sache niedergesetzt hatte, vor welcher Ulfeld selbst nicht erscheinen konnte oder wollte, sondern sich mit einer Krankheit entschuldigte, trat sie statt seiner vor Gericht auf, und redete mit so beherztem Eifer für ihren Mann, daß die Kommission ihn frey sprach, und der König diesen Spruch bestätigte.

Christine hätte gewiß für ihre Treue und Beständigkeit ein besseres Schicksal verdient; allein die Vorsicht wollte, daß sie für die große Ergebenheit gegen ihren Gatten hart büßen sollte, indem sie nach dessen Tode 23 Jahr in einem unverdienten engen Gefängnisse zubringen mußte. Indessen reuete sie die ihrem Mann bewiesene Treue und Beständigkeit nicht, so viel sie auch immer dafür leiden mußte, sondern sie sah' es vielmehr als einen Trost in ihrem Elende an, daß sie alles beobachtet hatte, was sie ihrem Ehegatten schuldig zu seyn glaubte. Es konnte nie bewiesen werden, daß sie an irgend einem der Anschläge Theil genommen, die Ulfeld aus Unbesonnenheit und Rachgier gegen sein Vaterland faßte. Auch giebt die Geschichte nicht den

geringsten Grund zu glauben, daß eine Uebereinstimmung zu dergleichen schädlichen Absichten die Ursach ihrer Einigkeit mit ihm gewesen. Alle ihre Schritte wurden blos von der unverbrüchlichen Treue geleitet, die sie als ihre erste Pflicht zu betrachten sich gewöhnt hatte. Wenigstens kann man dies aus einer kurzen Beschreibung, die sie in ihren letzten Jahren von ihrem Leben verfaßte, schließen, indem sie ihres Mannes darinn immer mit Hochachtung gedenkt, und von ihrer Ergebenheit für ihn, als von einer heiligen Pflicht, redet. „Mein seliger Herr," sagt sie unter andern, „fand für gut, sich mit mir und den Kindern nach Holland zu begeben, welches den Grund zu unsrer nachfolgenden Tragödie legte, und Gott weiß, ich war dagegen; weil ich aber stets meiner Pflicht eingedenk war, so folgte ich ihm mit schuldigem Gehorsam." An einer andern Stelle, wo sie davon redet, wie sie ihren Mann zum letzten Male sah, heißt es: „Meines Herrn letzter „Abschied von mir in Amsterdam, wären diese „Worte: Du hast mit mir gelebt in Zärtlichkeit, „in Geduld mit mir gelitten, mir in Schwierig„keiten Rath gegeben, und mich in dem höchsten

„Elende geliebt; jezt müssen wir uns trennen. —
„Hierauf gab ich ihm eine treuvolle Antwort,
„mit nassen Augen und einem Munde, der aus
„dem Herzen sprach, welches voll von aller
„Liebe war, die ein Ehegelübde, welches durch
„den zärtlichen Umgang und die ausgestandenen
„Widerwärtigkeiten vieler Jahre befestigt wor-
„den, nur immer erzeugen konnte. Und damit
„begrüßten wir einander zum letzten Male."
Auch findet man in einigen artigen Versen, die
sie über ihre Schicksale und Widerwärtigkeiten
verfertigte, unter andern folgende Zeilen:

Nichts wird der ehelichen Liebe schwer;
Und Treu' ist eine holde Tugend,
Vor der man wahrlich nicht erröthen darf. —

Uebrigens war Eleonore Christine ein
Frauenzimmer von ungemeinen Eigenschaften.
Die Natur hatte ihr einen vortreflichen Ver-
stand verliehen, und sie gab sich Mühe denselben
durch Wissenschaften zu bilden. Selbst nachdem
sie schon verheyrathet war, nahm sie noch Unter-
richt, und brachte es sehr weit, sowohl in der
lateinischen, als in der spanischen und italieni-
schen Sprache. In den beiden leztern, so wie

in andern Wissenschaften, unterrichtete sie ihr Gemahl, denn auch er vereinigte viele Kenntnisse mit einem feinen Verstande; und diese Aehnlichkeit der Gemüthsgaben, diese gemeinschaftliche Liebe für die Wissenschaften, knüpfte ohne Zweifel das Band der Zärtlichkeit unter diesem Ehepaare so fest.

Der Großmuth Christians des V. war es vorbehalten, dieses verdienstvolle Frauenzimmer aus dem harten Gefängnisse zu befreien, worin sie so lange gesessen hatte, und vielleicht ihr Leben hätte beschließen müssen. Er that noch mehr, gab ihr das Schloß zu Mariboe zu Lehn, und überdies auf Lebenslang jährlich 1500 Reichsthaler zu ihrem Unterhalt.

XI.

Ludwig der Heilige.

Ludwig der Neunte, genannt der Heilige, war König von Frankreich, gerade zu einer Zeit, wo freilich nicht aus übertriebenem Drang zur Freiheit und Gleichheit Tausende von Menschen hingeopfert wurden, sondern wo Unwissenheit, Aberglaube, Schwärmerei und die fürchterliche Macht des hierarchischen Roms, Menschen und Länder drückte, wo Hildebrands Bannflüche Könige und Fürsten plagten und wo spätere Hildebrande ihre Flüche noch vermehrten; wo diese heiligen Despoten Könige von ihren rechtmäßigen Thronen stürzten, und kriechende Taugenichtse und Zepterräuber wieder darauf setzten. — In dieser Zeit des geistlichen Unsinns galt keine weltliche Macht in Deutschland, und auch auswärtige Fürsten waren vor Roms Interdikten nicht

sicher. Mönche hatten gewonnenes Spiel, die Gemüther der Zuhörer, fürstlicher Sünder und abgelebter Betschwestern, nach ihren Vortheilen zu lenken. Sie versprachen die Gnade des Himmels, und sammleten sich aus der Hinterlassenschaft der Einfalt irrdische Schätze. Konnten diese abscheuliche Menschen durch gleißnerische Ueberredung nichts ausrichten, so vertrat Giftmischerey und Meuchelmord die Stelle derselben; und mit Betrügerei, Wundern, Reliquien und Wallfahrten täuschten sie die Augen des Pöbels.

Ludwig, dessen Land schon durch die Kreuzzüge seiner Vorfahren ohnehin so sehr gelitten hatte, — denn Millionen an Menschen und Millionen an Gelde waren durch sie im Auslande aufgeopfert worden, — hätte es wahrlich einsehen müssen, daß auf einem Zuge ins heilige Land für ihn keine Lorbeern zu erringen wären, und daß sein Unternehmen nur ein Hinsterben der edelsten Geschlechter, des Kerns der Söhne seines Landes, die vor den Mauern Jerusalems unnützerweise ihr Blut verspritzten, nach sich ziehen würde; er hätte die Schlinge sehen und zerreißen müssen, die Roms ehrgeiziger Ober=

priester um ihn geworfen hatte. Allein leider sahe er beides entweder gar nicht, oder doch mit den Augen eines Andächtlers, und beschloß endlich in einer gefährlichen Krankheit sein und vieler Tausende Leben zur Befreiung des heiligen Grabes zu wagen.

Man versuchte zwar von Seiten der Familie alles, um den König von seinem Entschlusse abzubringen; man versicherte ihn, daß ein Gelübde, welches gleichsam in den letzten Zügen und zu einer Zeit gethan werde, da man seines Verstandes und seiner Sinnen nicht mehr mächtig sey, auf keine Weise verbindlich mache; daß schon das Interesse von Frankreich allein hinreichend sey, ihn davon zu entbinden; daß er mehr Pflichten gegen seine Unterthanen habe, als gegen die Christen im Morgenlande. Man stellte ihm die traurigen Schicksale der Könige von Frankreich, die einen Kreuzzug unternommen hatten, die Jugend seiner Kinder und die Thränen einer Mutter vor, die dadurch auf immer von ihrem sehr geliebten Sohne getrennt zu werden glaubte — allein alle dringenden, vernünftigen und beweglichen Vorstellungen, die man ihm deshalb machte, blieben ohne Würkung, und konnten ihn kaum bewegen, seinen

Zug noch auf zwey Jahr und sechs Monate zu verschieben, während welcher Zeit er Frankreich in einen solchen Stand setzen wollte, daß es seine Gegenwart entbehren könnte.

Während dieser Zeit erhielt der päbstliche Legat, Otto von Chateaux-Roux, Kardinalbischof von Tuskulum, den Auftrag, in ganz Frankreich das Kreuz zu predigen, und dieser that es mit so gutem Erfolge, daß bald eine sehr große Menge Menschen sich zu seiner Fahne bekannte und die Thorheit ihrer Väter nachahmte.

Selbst der König bediente sich einer List, wodurch er viele Großen des Reichs, die vorher gar keine Lust zum Kreuzzuge äußerten, dazu geneigt machte. Es war damals gewöhnlich, daß die Könige von Frankreich am Weihnachtsfeste denjenigen Herren, die sich am Hofe aufhielten, gewisse mit Pelzwerk gefütterte Mäntel oder Ueberröcke, die sie sogleich anlegten, zum Geschenk gaben. Ludwig hatte damals ihrer mehrere und schönere, als sonst verfertigen, und auf jeden Rock und Mantel heimlich große, mit Gold und Seide gestickte Kreuze machen lassen. An dem zu ihrer Austheilung bestimmten Weihnachts-

abend ließ er bekannt machen, daß er sehr frühzeitig zur Messe gehen würde. Die Herren versammleten sich demnach früh im Vorzimmer, wo mit Fleiß nur so viel Lichter aufgesteckt waren, daß man einander kaum sehen konnte. Jeder warf nun den vom König erhaltenen Mantel um sich, und folgte ihm sogleich in die Messe, die noch vor Anbruch des Tages gehalten wurde. Die Ritter verwunderten sich indessen nicht wenig, als sie auf einmal bey der hellen Erleuchtung der Kirche die schön gestickten Kreuze auf ihren Kleidern wahrnahmen. Sie erriethen leicht die Absicht des Königs, und ob es gleich nur Scherz war, der zu keiner Pflicht verbindlich machte, so schämte man sich doch, sich von dem bevorstehenden Kreuzzuge auszuschließen, und Ludwig hatte seine Absicht vollkommen erreicht.

Durch eine zu Paris gehaltene Versammlung wurden aber noch weit mehr Kreuzritter angeworben. Der Kardinal-Legat war mit einer großen Anzahl von Bischöfen, Aebten und fast allen Großen des Reichs dabei. Die Vornehmsten, welche nach dem Beispiel des Königs das Kreuz nahmen, waren die drey Brüder dessel-

ben, Robert Graf von Artois, Alfons Graf von Anjou und Maine, Karl Graf von Poitou und Auvergne, der nachmalige König von Neapel und Sicilien; Peter Graf von Bretagne, und sein Sohn Johann; Hugo Herzog von Burgund; Wilhelm von Dampierre Graf von Flandern; der tapfere Graf von St. Paul, und sein Neffe Gaucher von Chatillon; Hugo von Lusignan Graf von La Marche und Hugo der Braune sein Sohn; die Grafen von Dreux, von Bar, von Soissons, von Rhetel, von Montfort, von Vendome; der Connetable Humbert von Beaujeu; der Oberkammerherr Johann von Beaumont; Philipp von Courtenai; Archimbald von Bourbon; Rudolf von Couci; Johann von Barres; Gaubert von Aspremont und seine Brüder; Aegid von Mailli; Robert von Bethune; Hugo von Noailles; Johann von Joinville, Seneschall von Champagne, und die Erzbischöfe von Rennes und von Bourgues; Robert, Bischof von Beauvais, Garnier Bischof von Laon, Wilhelm Bischof von Orleans,

nebst

nebst vielen andern Prälaten, Grafen, Baronen und Rittern. Ja selbst die Königinn Isabelle ließ sich zu diesem gefährlichen Kreuzzuge bewegen. Und so gingen über zweitausend Ritter, lauter Sprossen aus den vornehmsten Häusern, nach dem heiligen Lande, und leider! — Wenige sahen ihr Vaterland wieder —.

Zum Behuf dieses Kreuzzugs mußten alle Geistliche ohne Ausnahme den zehnten Theil ihrer Einkünfte hergeben, und zur Unterhaltung des Kreuzheeres errichtete man auf der Insel Cypern, wo Heinrich von Lusignan regierte, große Vorrathshäuser. Der Graf von Bar und der Herr von Beaujeu gingen deshalb nach Italien, und machten mit verschiedenen Handelsstädten, besonders mit Venedig, Verträge wegen des herbeizuschaffenden Unterhalts. Selbst Friedrich der Andere befahl den Siciliern, aus Erkenntlichkeit gegen Ludwigs Freundschaft, den Franzosen alle Bedürfnisse für den gewöhnlichen Preis zu liefern.

Am Ende des Jahrs 1247 erklärte Ludwig vor einer allgemeinen Versammlung der Reichsbaronen in Paris, daß er im Brachmonat des Jahrs 1248 den Zug ins gelobte Land antreten

wolle. Er nahm einen Eid von den Baronen, daß sie seinen Kindern treu bleiben wollten, im Fall seiner Person auf diesem heiligen Zuge ein Unglück zustoßen sollte, und machte nach dem gewöhnlichen Beispiele der Kreuzfahrer seinen letzten Willen bekannt, schickte auch durchs ganze Land Ordensleute, welche verkündigen mußten, daß er bereit sey, einem jeden, der sich über ihn zu beschweren hätte, Gnüge zu leisten. Es fand sich aber niemand, der Klagen anzubringen hatte, als der König von England, welcher die Gewissenszärtlichkeit Ludwigs zu seinem Vortheile anwenden wollte. Er ließ ihm durch seinen Bruder Richard die Vorstellung machen, daß er die Normandie und die Grafschaft Poitou unrechtmäßigerweise besitze, folglich Gott einen schlechten Gefallen mit einem Kreuzzug erweisen würde, wenn er der Krone England diese Ländereien länger vorenthielte. Ludwig bekam wirklich darüber Gewissensbedenklichkeiten, allein seine Räthe legten ihm verschiedene andere Gründe zur Befriedigung seines Gewissens vor. Da ihm jedoch diese in Ansehung der Normandie kein Gnüge thaten, so wurde der Fall den Bischöfen dieses Herzogthums zur Entscheidung

überlassen, welche dann, zum größten Mißvergnügen des Königs von England, das Urtheil der Königlichen Räthe bestätigten.

Ludwig ging nun mit seinen Brüdern Robert und Karl nach St. Denis, um, wie man damals zu sagen pflegte, von den heiligen Märtyrern Urlaub zu nehmen, und empfing aus den Händen des päbstlichen Legaten Otto, das Oriflam, die Pilgertasche und den Pilgerstab. Hierauf erklärte er die Königinn Mutter Blanka, so lange er abwesend seyn würde, zur Regentin des Reichs, mit vollkommner Macht und Gewalt, in ihren Geheimenrath aufzunehmen oder davon auszuschließen, wen sie wolle, und ging endlich am fünf und zwanzigsten August 1248 zu Aigues Mortes mit einem sehr schönen Kriegesheere und einer wohl ausgerüsteten Flotte, von vielen Seegenswünschen der Zurückbleibenden begleitet, unter Seegel.

Nach einer glücklichen Fahrt von drei Wochen stieg er zu Cypern in den Hafen Limissa ans Land. Der König Heinrich von Lusignan empfing ihn in Begleitung aller seiner Großen, und führte ihn nach Nikosia, der

Hauptstadt seines Königreichs. Man fand hier Magazine von Getreide, Wein und allen benöthigten Lebensmitteln im Ueberflusse. Die ungewohnte Luft hingegen, das schlechte Wasser, und vielleicht eben der starke Ueberfluß verursachten eine Art von Pest, welche allein zweihundert und funfzig Ritter wegrafte. Die Grafen von Dreux, von Montfort und von Vendome, Archimbald von Bourbon, Bischof Robert von Beauvais, Wilhelm von Merlo und Wilhelm von Barres büßten ihr Leben dabey ein. Ludwig besuchte selbst die Kranken, ohne die Gefahr zu scheuen, und unterstützte sie theils mit Gelde, theils mit Arzeneien.

Man erwartete noch einige Schiffe; der Winter rückte indessen herbei, und das Heer mußte deswegen in Cypern bleiben. Ludwig legte während dieser Zeit die Streitigkeiten der Johanniter und Tempelherren, des Königs von Armenien und des Fürsten von Antiochien und Tripoli, die einen heftigen Krieg mit einander führten, ferner den Zwist der Genueser und Pisaner durch seine kluge Vermittelungen bei. Es waren jezt noch vier Herrschaften in Palästina

vorhanden, welche von europäischen Fürsten regiert wurden, nemlich Ptolemais, Tyrus, Tripoli und Antiochien; sie waren aber von den Moslemin sehr eng eingeschlossen, und in Jerusalem durfte sich kein Christ mehr öffentlich zeigen. Der Frühling nahte indessen heran, und es wurden allgemeine Anstalten zur Abreise gemacht; man hielt Kriegsrath über den Weg, den man nehmen sollte, die Meinungen waren aber verschieden.

Einige verlangten, man sollte geradezu nach Ptolemais fahren, und stellten sich die Eroberung des Königreichs Jerusalem als sehr leicht vor, weil die meisten Festungsplätze geschleift wären. „Der vornehmste Zweck der Kreuzzüge, sagten sie, bestehe in der Wiedereroberung der heiligen Stadt, und Ludwig würde sich einen unsterblichen Namen erwerben, wenn er den Dienst des wahren Gottes an eben den Orten, wo der Heiland gewandelt hätte, wieder herstellte.“ So dachten vorzüglich die Johanniter und Tempelherren. Die Gegenparthey aber behauptete mit dem Könige von Cypern, „daß zwar die Eroberung des heiligen Landes leicht, allein die Behauptung desselben desto schwerer

seyn würde, weil der Sultan von Aegypten in Ansehung desselben viel zu furchtbar und gefährlich wäre; man müsse also das Uebel bei der Wurzel angreifen, und vor allen Dingen Damiata in Niederägypten erobern. Wären einmal die Sultanische Hoheiten gebändigt, so würde alsdenn die Besitznehmung des gelobten Landes nicht schwer fallen.

Die Gründe dieser Parthey überzeugten Ludwigen um so mehr, da bei der Erwählung dieses Entwurfes der König von Cypern und seine Hofleute und Kriegsknechte das Kreuz zu nehmen versprachen, in der Absicht, den Krieg in Aegypten anzufangen. Ludwig erhielt noch eine Verstärkung durch den Grafen Wilhelm von Salisbury, der mit vielen englischen Rittern ankam, und, mit Beiseitsetzung alles Nationalhasses, den französischen Herren von ihrem frommen Könige empfohlen wurde.

Da die Gesetze der Ehre, der Ritterschaft und der Religion, einen Feind ohne vorhergegangene Kriegs-Erklärung anzugreifen nicht erlaubten, so forderte auch jezt der König von Frankreich den Sultan von Aegypten in einem Schreiben zum Kriege auf. Das Kartel

führte den Ton eines unerschrocknen Monarchen, und zugleich das Gepräge eines von Glaubenseifer ganz durchdrungenen Missionärs. Nodgemeddin Ayub, mit dem Beinamen Saleh auch Melech Salah, ward darinnen aufgefordert, dem Kreuze Christi diejenige Pflicht zu erweisen, die ihm alle Menschen schuldig wären, oder zu erwarten, daß sein Land von Leuten verwüstet würde, welche sich vor nichts fürchteten, wenn es auf die Erweiterung des Reichs Jesu Christi ankäme. Obgleich der Sultan damals gefährlich krank war, so ließ er doch den französischen Gesandten mit einer Antwort voll edlen Stolzes von sich.

Ludwig schiffte hierauf am Abend vor Pfingsten 1249 mit seinem Kreuzheere von Cypern ab. Seine Flotte bestand aus achtzehnhundert großen und kleinen Schiffen, auf welchen zweitausend und achthundert französische, englische und cyprische Ritter waren. Die Fahrt war nicht glücklich. Ein heftiger Sturm trennte die Flotte, und der König kam nach fünf Tagen nur mit wenigen Schiffen vor Damiata an.

Der Sultan erwartete mit seiner ganzen Macht auf der Küste den Angriff, und seine

Seemacht stand vor der siebenfachen Mündung des Nils. Ludwig hielt Kriegsrath, und beschloß die Landung zu wagen, ungeachtet jezt kaum der dritte Theil der Flotte beisammen war. Seine Feldherrn und Ritter waren zwar anderer Meinung, aber der König glaubte, daß jede Verzögerung den Muth der Seinigen niederschlagen und die Feinde beherzter machen würde, und daß ein neuer Sturm alle ihre Anschläge zerstören könnte; der Angriff ward also auf den Anbruch des folgenden Tages festgesetzt, und — glücklich ausgeführt. Der Sultan hatte sich anfangs selbst unter seinen Völkern sehen lassen, allein seiner Unpäßlichkeit wegen verfügte er sich auf ein Lustschloß, welches mehr landeinwärts lag, und übertrug das Oberkommando dem Emir Phakhreddin, einem der berühmtesten damaligen Feldherrn in Asien. Dieser suchte nun aus allen Kräften die Landung den Franzosen streitig zu machen; aber Ludwig erkämpfte sie doch, sprang selbst mit dem Degen in der Faust aus dem Schiffe, und wadete durchs Wasser, welches ihm bis an die Schultern ging, ans Land. Seine Leute folgten muthvoll diesem ermunternden Beispiele, und

landeten nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Aegyptiern, glücklich vor Damiata. Auch die feindliche Flotte wurde durch die großen Steinmaschinen theils untergesenkt, theils gefangen genommen, theils zerstreut.

Das Kreuzheer, welches ungefähr aus funfzigtausend streitbaren Männern bestand, lagerte sich nun an der westlichen Seite, und Phakhreddin hatte sich nach der östlichen zurück gezogen. Ludwigs Unerschrokkenheit und ein Gerücht von des Sultans Tode verbreiteten einen so großen Schrecken, daß die Einwohner und die Besatzung von Damiata diese Stadt verließen und Feuer darin anlegten, damit die Franzosen keine Beute erhalten mögten. Das Feuer wurde aber gelöscht, und man bemächtigte sich der wichtigen Festung fast ohne Schwertstreich.

Am ersten Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste hielt Ludwig in einer feierlichen Prozession, mit bloßen Füßen und unbedecktem Haupte, den Einzug in Damiata. Die große Moschee, welche ehedem, als Johann von Brienne die Stadt einnahm, der heiligen Jungfrau Maria gewidmet wurde, mußte der päbstliche Legat jezt wieder reinigen und ein-

weihen. Das Te Deum erschallte nun an eben dem Orte, wo Mohammeds Name so oft war gepriesen worden, und die Messe wurde mit feierlicher Andacht gehalten. Der fromme König faßte den Entschluß, ein Bisthum und Kapitel in der Kirche zu stiften, damit der Ort desto mehr geheiligt würde, der so lange durch den Unglauben der Mohammedaner geschändet worden. Alle Kreuzfahrer äußerten an diesem Tage die lebhaftesten Empfindungen der Frömmigkeit und Christusverehrung, aber — sie dauerten nicht lange.

Die Ueberschwemmung des Nils nöthigte den König, sich hier länger aufzuhalten, als er eigentlich wollte. In dieser Unthätigkeit überließen sich die Kreuzfahrer allen nur möglichen Ausschweifungen, und verübten die boshaftesten Streiche. Mädchen und Weiber wurden geschändet, die Landeseinwohner geplündert, Kaufleute, welche bisher immer das Lager mit allen Nothwendigkeiten versehen hatten, wurden betrogen und des Ihrigen beraubt, sie blieben nun gänzlich weg, und dadurch entstand an allen Nothwendigkeiten Mangel und große Theurung. Ludwig bat, ermahnte und strafte die Verbrecher, stellte ihnen

sein Beispiel und die unaussprechlichen Strafen der Ewigkeit vor, aber alle seine Bemühungen hatten keinen andern Erfolg, als daß die Soldaten noch unsinniger wurden. Vielleicht hätte sich der Sultan diese Unordnungen zu Nutze gemacht, wenn er nicht gefährlich krank gewesen, und bald nach der Uebergabe der Stadt Damiata zu Massura gestorben wäre. Seine Gemahlinn aber ließ sogleich die vornehmsten Emire von Aegypten zusammen kommen, verhehlte ihnen den Tod ihres Gemahls, des Sultans, und versicherte, daß sie in seinem Namen erschiene, ihnen den Eid der Treue für seinen Sohn Moadchem-Turan-Schach, der sich auf dem Schlosse Kiph in Diarbekir aufhielt, abzufordern.

Zugleich erklärte sie den tapfern Phakhreddin zum Feldherrn über alles Kriegsvolk in Aegypten, und damit des Sultans Tod unter den Christen nicht ruchtbar würde, ließ man ihn selbst noch den König Ludwig zu einem Treffen auffordern. Er erschien aber nicht, weil er nicht erscheinen konnte, und Ludwig glaubte, seine Krankheit müßte noch gefährlicher geworden seyn. Phakhreddin brachte indessen viel

Volk zusammen, welches gegen die Franzosen anrücken sollte. Er hatte jedem Soldaten, der den Kopf eines Christen bringen würde, ein Goldstück zur Belohnung versprochen, wodurch er dem Kreuzheere viele Mannschaft raubte. Die ägyptischen Soldaten schlichen sich heimlich ins Lager, hieben allen die Köpfe ab, die sie übermannen konnten, und Ludwig selbst ward dadurch genöthiget, seine Leibwache zu verdoppeln. Der Graf Alfons von Anjou, der schon längst erwartet wurde, kam endlich mit dem Anfange des Herbstes 1249, nebst einer beträchtlichen Verstärkung und einer großen Summe Geldes bei Damiata an; nach und nach fanden sich auch die durch den Sturm getrennten Schiffe wieder bei dem Heere ein, das dadurch sechzigtausend Mann stark wurde. War's nun wohl dienlich, gerade auf Kahira loszugehen, oder erst Alexandrien einzunehmen? Der alte Graf von Bretagne, der sich durch viele Erfahrung große Kenntnisse vom Kriegswesen erworben hatte, glaubte, es wäre vortheilhafter, sich zuerst von Alexandrien Meister zu machen, weil man daselbst einen sichern Hafen erlangen, das Heer von Damiata, Palästina und Cypern

aus mit Lebensmitteln reichlich versorgen, und dagegen verhindern könnte, daß der Feind keine Zufuhr erhalte.

Alle junge Ritter und das ganze Heer hielten's indessen für ruhmwürdiger und einträglicher, sogleich auf Kahira alle Stärke anzuwenden. Nach einem langwierigen Zanke gab der Graf von Artois durch seinen Ungestüm den Ausschlag, und sagte: „will man die Schlange tödten, so muß man ihr vor allen Dingen den Kopf abhauen.“ Das Heer brach also am zwanzigsten des Wintermonats nach Kahira auf, nachdem man alle zum Fechten untüchtige Personen, nebst einer hinreichenden Besatzung, in Damiata zurück gelassen hatte.

Die Flotte segelte am Nil hinauf, und hatte das Landheer stets zur Seite. Auf diesem Zuge kamen fünfhundert wohlgerüstete türkische Reiter, und wollten sich dem Könige von Frankreich ergeben; man merkte aber ihre betrügerischen Absichten, und sie wurden insgesamt von den Tempelherren, welche den Vortrab ausmachten, niedergehauen. Der König setzte indessen seinen Marsch fort, und lagerte sich zwischen den beiden Armen des Nils, die sich gegen Ro-

sette und Damiata erstrecken. Hier wurde überlegt, auf welche Art man über den östlichen Arm des Stromes setzen könnte. Die Vordertruppen des Kreuzheers behielten zwar in einigen Gefechten gegen die Moslemin die Oberhand; allein Phakhreddin rückte darauf mit seinem ganzen Heere in das sogenannte Delta, das ist, zwischen die beiden Nilarme von Damiata und Rosette, wo das Lager der Franken war.

Der Uebergang über den Fluß wurde dadurch noch schwerer; und da auch die Schiffe, die auf den westwärtslaufenden Arm hinaufsegelten, nicht zu den andern kommen konnten, weil die am Ufer stehenden Feinde mit ihren Steinschleudern sie zertrümmerten, so suchte man einen Damm bis zum andern Ufer zu führen. Dies war ein ungeheures Unternehmen, welches durch die Wachsamkeit der Feinde noch schwerer gemacht wurde, indem sie manchmal in einem Tage die Arbeiten von ganzen Wochen zu Grunde richteten. Besonders bedienten sich dieselben mit großem Vortheile des von Kallinikus erfundenen griechischen Feuers, dessen Verfertigung den Franken un-

bekannt war, und wodurch sowohl ihre mit großer Mühe und mit vielen Kosten errichteten Maschinen und Befestigungen verbrannt, als auch viele Menschen getödtet wurden. Der König und das Heer hatten hierüber beinahe schon allen Muth verloren, und der Rückzug nach Damiata war beschlossen, als ein herumziehender Araber ankam und sich erbot, den Franken eine Furth zu zeigen, wo man zu Pferde durch den Fluß kommen könnte, wenn man ihm fünfhundert goldne Byzantiner zur Belohnung geben würde. Ohne Bedenken wurde dies Anerbieten angenommen, der König nahm die Furth selbst in Augenschein, und als er sie zweckdienlich fand, setzte man in der Mitte des Hornungs 1250 über den Fluß, und schlug die dreihundert Feinde, welche den Uebergang verwehren wollten, aus dem Felde.

Es war dies eine sehr glückliche Begebenheit, die von sehr wichtigen Folgen hätte seyn können, wenn nicht die übertriebene Hitze des Grafen von Artois, welcher bei dieser Gelegenheit den Vortrab kommandirte, und taub und stumm gegen alle Erinnerungen des Königs war, es vereitelt hätte. Der König rückte nach dem

Uebergange über den Fluß, gegen das feindliche Lager bei Massura vor, und der Vortrab drang mit dem Degen in der Faust so tapfer in die Feinde, daß die Niederlage derselben allgemein wurde und Phakhreddin selbst auf dem Platze blieb. Graf Artois, der den Feind von allen Seiten fliehen sah, glaubte nun die Ehre des Sieges davon tragen zu müssen, drang, taub gegen alle Vorstellungen der mit ihm streitenden Ritter, den Tempelherren vor, und verfolgte mit seinen Leuten den Feind in vollem Laufe. Die Tempelherren, die bey jeder Gelegenheit das Vordertreffen hatten, erklärten dies Vordringen für eine Beschimpfung, und rennten mit den Engländern, die ihnen am nächsten waren, den Flüchtigen gleichfalls im größten Galopp nach, um dem Grafen zuvorzukommen. Die Feinde retteten sich theils nach Kahira, theils nach Massura, und die Kreuzhelden waren denen, die in letztern Ort flohen, so nahe, daß sie mit ihnen zugleich in die Stadt eindrangen. Hier hätte sich nun der Graf von Artois nebst den Tempelherren setzen, und den König mit dem Nachtrabe erwarten sollen, um mit vereinten Kräften die Stadt

einzunehmen. Der Großmeister Sonnak und der Graf von Salisbury suchten auch den Grafen von Artois aufzuhalten, indem sie ihm die geringe Anzahl, die Ermüdung seiner Mannschaft und die Wahrscheinlichkeit, darinnen eingeschiossen zu werden, deutlich vor Augen stellten; allein auch dies war nicht hinreichend Artois Hitze zu bändigen, er erklärte ihre kluge Vorsicht für Furcht und wollte durchaus nicht nachgeben. Mit geringer Mannschaft (indem viele wegen der Plünderung in Massura geblieben waren) setzte er den Flüchtigen auf der Straße nach Kahira nach, allein die Feinde, die sich bey Bemerkung der Schwäche ihrer Verfolger wieder erhohlt hatten, stürzten sich nun mit aller Macht und aus allen Kräften auf den Trupp des Grafen, warfen ihn in die Stadt zurück und umschlossen sein kleines Häuflein. Vergebens bemühten sich nun die Kreuzritter, sich mit einander zu vereinigen und die Feinde zu vertreiben. Die Einwohner der Stadt schöpften nach erhaltener Unterstützung frischen Muth, und warfen aus ihren Fenstern, Wurfspieße, Pfeile, Steine, glühenden Sand, griechisches Feuer und siedendes Wasser auf die

bedrängten Franzosen. Der unglückliche Graf Artois wurde durch den Anblick so vieler tapfrer Helden, welche durch seine Schuld ums Leben kamen, aus Verzweiflung zu der bewundernswürdigsten Tapferkeit veranlaßt. Allein was nützte dies alles gegen die überwiegende Macht der Türken. Der Graf von Salisbury, Rudolf von Couci, Robert von Ver, und eine große Anzahl edler Ritter lagen schon todt in den Gassen hingestreckt, als auch endlich Artois, überall mit Wunden bedeckt, fiel. Er starb auf einem Haufen von ihm getödteter Feinde eines Todes, der ruhmvoll gewesen seyn würde, wenn man ihn nicht der Wirkung einer unglücklichen Verwegenheit zuschreiben müßte. Man zählte unter den Todten allein zweihundert und achtzig Tempelherren. Ihr Großmeister schlug sich nebst den alten Grafen von Bretagne noch durch, verlor aber dabei ein Auge.

Der König wollte dem Grafen von Artois zu Hülfe kommen, allein er fand vor der Stadt ein feindliches Heer, welches unaufhörlich durch die zurückkehrenden Flüchtlinge verstärkt wurde; unverzüglich ließ er es indessen da angreifen, wo

die Schlachtordnung noch nicht ganz gebildet war, und beide Theile fochten mit der größten Tapferkeit. Bogen, Armbrüste und Wurfmaschinen wurden nicht gebraucht. Mann stritt mit Mann; Keulen, Degen und Lanzen machten ein schreckliches Getöse. Ludwig focht wüthend mitten im Schlachtgetümmel, und kaum konnte ihm der edle Johann von Valleri zur Seite bleiben. Plötzlich wurde er von einer großen Schaar Moslemin mit seinem kleinen Gefolge umzingelt, und als dieses beinahe zu Boden geschlagen war, ergriffen sechs von den Feinden den Zügel seines Pferdes. Ludwig bediente sich indessen seiner Streitkolbe und seines Degens auf eine so gute Art, daß er schon wieder frey war, als eben die Seinigen zu seiner Rettung herbeyeilten.

Die Bewachung einer Brücke, welche Seneschall von Joinville übernommen hatte, war jezt das einzige Rettungsmittel des ganzen Heers. Mit einer kleinen Anzahl von Rittern beschützte er sie so tapfer, daß selbst Steine, Pfeile und griechisches Feuer ihn und die Seinigen nicht abhalten konnten, sie zu behaupten. Die Nacht machte erst diesem großen Blutbade

ein Ende, der Verlust war zu beiden Seiten beträchtlich, und die Franzosen hatten eigentlich wohl nur die Ehre, von der Uebermacht ihrer Feinde nicht gänzlich überwunden zu seyn. Die Moslemin ließen ihnen jedoch nicht viel Zeit sich zu erhohlen; ihr neuer Feldherr Boudokdar ließ das Wapen des Königs von Frankreich nachmachen, in seinem Lager herumtragen und aussprengen, der König sey unter den Todten gefunden worden, die Christen wären darüber in die größte Bestürzung und Verwirrung gerathen, und es sey daher jezt eine leichte Sache, durch einen Ueberfall sie gänzlich aufzureiben. Diese List half, man beschloß einen allgemeinen Angriff, und am Aschermittwochen zur Mittagszeit wurde er unternommen. Glücklicherweise blieb dieses Unternehmen der Feinde für Ludwig kein Geheimniß. Er hatte bereits die Nacht zuvor alle Anstalten zum Empfange gemacht, und schlug sie nun glücklich zurück. Beim Anbruche des folgenden Tages ging indessen das Treffen wieder an. Der Graf von Anjou hatte den ersten und hitzigsten Angriff auszuhalten. Er stand mit seinem Korps längst dem Flusse gegen Kahira hin. Pfeile und Wurfspieße, welche in

schrecklicher Menge auf dasselbe geschleudert wurden, waren nicht vermögend diesen Heerhaufen zu trennen, aber gegen das griechische Feuer, welches die Feinde aus ehernen Röhren bliesen, vermogten sie nicht auszuhalten; dieses hing sich überall an, verbrannte Kriegsmaschinen, Menschen und Pferde, und wurde durch die Versuche, dasselbe mit Wasser zu löschen, nur noch vergrößert. Es entstanden hiedurch große Lücken, und diese gaben der feindlichen Reiterei Gelegenheit, mit großer Wuth einzudringen; alles was ihr vorkam, wurde niedergehauen oder in die Flucht geschlagen. Der Graf von Anjou hatte sein Pferd verloren, und kämpfte mit unbeschreiblicher Herzhaftigkeit zu Fuß. Glücklicherweise erhielt der König von der Gefahr seines Bruders zeitig Nachricht; er eilte sogleich mit dem Kern seiner Reiterei dahin, schlug die Feinde tapfer zurück und rettete seinen Bruder.

Die Tempelherren, deren Anzahl durch die vorherigen Vorfälle sehr vermindert war, hatten ein noch traurigers Schicksal. Sie waren mit hölzernen Verschanzungen zwar gedeckt, diese aber, die dem griechischen Feuer nicht wider-

stehen konnten, geriethen in Brand, und beinahe alle Ritter, ja selbst der tapfre Großmeister, wurden ein Raub dieses schrecklichen Elements.

Der Theil des Heers, welcher von dem Grafen von Flandern angeführt wurde und aus lauter Kavallerie bestand, war zwar so glücklich, den in großer Uebermacht eindringenden Feind zurückzuschlagen; allein er konnte die ihm zur Seite stehende Infanterie nicht gehörig unterstützen. Graf Poitou und ein Herr von Brancion führten mit Muth und Geschicklichkeit diese Infanterie an, allein sie hatten eine überlegene Anzahl Reiterei vor sich, welche mörderlich einhieb, und selbst den Grafen gefangen nahm. Dieser menschenfreundliche Ritter war bei dem ganzen Heere so beliebt, daß bey dem Gerücht seiner Gefangennehmung, sich alles zu seiner Befreiung anbot; Marketender, Fuhrknechte, Weiber und Kinder bewaffneten sich und fielen den unordentlich daherziehenden Feind mit solcher Wuth an, daß sie den Grafen bald wieder unter sich zählten. Auch Brancion hatte mit seiner Kolonne viel gelitten, er ward viermal angegriffen, allein da ihm Heinrich von Cour noch zu rechter Zeit unterstützte,

so nöthigte er die Feinde zur Flucht. Er verlor indessen viele seiner besten Ritter, und bekam selbst viele Wunden, woran er noch denselbigen Tag starb.

Endlich ließ der türkische Feldherr Boudokdar zum Rückzuge blasen; die Schlacht hatte ihm eine Menge Menschen gekostet, allein auch der größte Theil der Kreuzhelden war durch dieselbe zum Fechten unbrauchbar gemacht, und diese begingen nun noch den großen Fehler, daß sie sich nicht gleich nach Damiata zurückzogen, da man sich doch zu keiner Verstärkung mehr Hoffnung machen, und den Feind weder angreifen noch weiter ins Land dringen konnte. Ludwig hatte indessen beschlossen, im Lager stehen zu bleiben, damit die Kranken und Verwundeten gehörig versorgt würden, und die Feinde sich keines Vortheils rühmen könnten. Dies war indessen von schrecklichen Folgen. Die Feinde erhielten frische Truppen, und bekamen dadurch neuen Muth und neue Stärke, um die Christen völlig aufzureiben.

Nach diesem sehr entscheidenden Treffen gerieth das Kreuzheer in die traurigsten Umstände;

Mangel an allen Bedürfnissen, Krankheiten, die theils aus diesem Mangel entstanden, theils durch die Leichname der Franken und Sarazenen, die sich an einer Brücke häuften, und einen unerträglichen, ansteckenden Gestank verbreiteten, noch vermehrt wurden. Durch Wegnahme dieser Brücke wäre vielleicht das Uebel in etwas gehoben worden, allein dadurch ging die Gemeinschaft mit dem gegenüberstehenden Herzog von Burgund verloren, und Ludwigs übertriebener Religionseifer erstreckte sich sogar soweit, daß er Befehl gab, die Leichname der Christen, die er für Reliquien und Märtyrer hielt, von denen der Moslemin abzusondern, und zu begraben. Natürlicherweise wurden dadurch diejenigen, die dieses Geschäft übernahmen, angesteckt. Das ganze Lager wurde bald ein Lazareth und der König, welcher keine Gefahr scheuete, auch die Kranken unaufhörlich besuchte und tröstete, ward selbst von der Seuche angegriffen. Zu allen diesen Unglücksfällen gesellte sich nun noch Hungersnoth. Die Türken hatten sich zwischen Damiata, woher alle Lebensmittel kommen mußten, und dem Lager des Königs gesetzt, auch des Stroms sich

bemächtigt, auf welchem die Fahrzeuge noch einigen Unterhalt nach dem Lager brachten, und dieses dadurch nun gänzlich eingeschlossen. Alle diese Umstände zwangen endlich Ludwigen, den Türken einen Vorschlag zum Waffenstillstand oder zu einem gänzlichen Frieden zu thun. Dieser wurde auch wirklich angenommen, und zwar unter den Bedingungen, daß der Sultan, Turan-Schach, das ganze Königreich Jerusalem abtreten, die Franzosen hingegen Damiata verlassen, und in Zukunft nicht mit Krieg überziehen sollten; ferner daß die kranken Christen so lange in Damiata bleiben sollten, bis sie wieder hergestellt wären und man sie weiter fortbringen könnte; endlich daß die eroberten Kriegsmaschinen den Franken wieder ausgeliefert werden, und die Kranken unterdessen von den Sarazenen alle nöthigen Lebensmittel erhalten sollten. Als es indessen auf Geisseln zu Festhaltung dieses Vertrages ankam, und Ludwig einen seiner beiden Brüder ausliefern wollte, so verlangte der Sultan den König selbst zur Geissel, und wollte unter keiner andern Bedingung den Vertrag eingehen. Hierüber entstand nun ein edler Streit zwischen dem Könige und den Baronen

des Reichs. Ludwig war bereit, sich für das Wohl der Seinigen hinzugeben; Letztere hingegen wollten sich lieber in Stücken zerhauen lassen, als die ungerechte Zumuthung des Sultans eingehen. Die Unterhandlung zerschlug sich darüber ganz, und die Franken schienen durch den Uebermuth ihrer Feinde nochmals neue Kräfte zu bekommen. Sie entschlossen sich, entweder zu siegen oder zu sterben, und den Rückzug nach Damiata zu wagen, welches ein Weg von ungefähr zwanzig Meilen war, den die Feinde überall besetzt hatten. Der Abzug ward auf den fünften April 1250 festgesetzt; indem man aber eben damit beschäftigt war, eine Brücke über den Nil zu schlagen, fielen die Sarazenen ins Lager, und ermordeten fast alle Kranken.

Dem Könige hatte man gerathen, die Reise zur See zu machen, allein er konnte sich nicht entschließen, die Seinigen zu verlassen, und eilte daher zum Nachzuge, den der tapfre und edle Gaucher von Chatillon anführte und den er in der größten Gefahr sah. Von seinen Kriegsleuten hatte er Niemand als seinen treuen und unerschrockenen Gottfried von Sergi-

nes bei sich. Mit diesem hielt er die heftigsten Anfälle der Feinde aus, und wagte sich unter die dichtesten Haufen. Sergines, der ihm nicht von der Seite wich, und sich nebst Chatillon der größten Gefahr bloß stellte, riß endlich den König aus dem Getümmel heraus, und brachte ihn nach Kasel, wo er vor Müdigkeit in eine Ohnmacht fiel. Hier vertheidigte der edle Gaucher von Chatillon ganz allein den Eingang einer Gasse, in welcher des Königs Wohnung war, eine geraume Zeit; die Feinde drangen jedoch mit jedem Augenblick stärker auf ihn ein und man konnte diesen Helden nicht unterstützen. Er fiel mit Wunden bedeckt, und wurde ein Opfer seiner Treue und Anhänglichkeit für Ludwig.

Unterdessen kamen die Ueberbleibsel des Nachzugs an. Philipp von Montfort eilte zum Könige, und sagte ihm, er sähe in den ersten Reihen der Feinde den Emir, mit welchem er einige Tage vorher wegen eines Waffenstillstandes in Unterhandlung gestanden; mit des Königs Erlaubniß wolle er versuchen, ob er ihn nicht zu einem neuen Vertrage bewegen könnte. Der König willigte ein, Montfort

ging zum Emir und versicherte ihn, der König sey entschlossen, unter der vorher angegebenen Bedingung sich dem Sultan zu überliefern. Der Emir, dem der elende Zustand des Heers nicht so genau bekannt war, der wohl wußte, wie sehr der Sultan den Besitz von Damiata wünschte, und der von der Verzweiflung der Franzosen noch viel befürchtete, nahm dies Anerbieten an, und Montfort überreichte zur Versicherung seiner Zusage dem Emir seinen Ring, welchen derselbe auch annahm. Allein diese Unterhandlung wurde durch einen Zufall unterbrochen; denn indem sie noch miteinander sprachen, kam ein königlicher Herold, der ohne erhaltenen Befehl, aus Eifer für das Leben seines Königs überall ausrief: „Ihr Herrn Ritter ergebt euch, der König befiehlt es euch durch mich, und lasset niemand tödten."

Dieser Ausruf verursachte eine allgemeine Unordnung; man glaubte wirklich, der König sey in großer Gefahr, und ein jeder legte seine Waffen nieder. Der Emir wurde diese Veränderung kaum gewahr, als er zum Grafen Montfort sagte: „Man macht keinen Vertrag

mit Ueberwundenen," und man nöthigte ihn gleichfalls, seine Waffen abzugeben. Hierauf folgte nun die Gefangennehmung Ludwigs, seiner beiden Brüder, der Grafen von Poitou und Anjou und des ganzen Heers. Sogar die auf den Schiffen befindlichen Personen hohlte man als Gefangne bald ein, die meisten wurden getödtet, und nur sehr wenige gerettet.

Außer den Baronen und Rittern belief sich die Anzahl der gefangenen Franzosen noch auf zehntausend. Die letztern trieb man in einen mit einer Mauer umgebenen Platz; hier wurden sie befragt: ob sie ihre Religion verleugnen wollten? Wer mit Nein antwortete, verlor seinen Kopf, die andern wurden weiter geschafft.

Die Baronen wurden ebenfalls von dem Könige abgesondert, weil der Sultan mit jeder Parthey besonders verhandeln wollte. Er schickte zu ihnen einen Emir und ließ sie fragen, welchen unter ihnen sie als ihren Bevollmächtigten wählen wollten, der wegen ihrer gemeinschaftlichen Loskaufung mit ihm in Unterhandlung treten könnte? Man fiel einstimmig auf den alten Grafen von Bretagne.

Die Abgeordneten des Sultans forderten nun, daß die Baronen ihrem Herrn einige Festungen in Palästina abtreten sollten. „Das ist unmöglich,“ antwortete der Graf ganz kaltblütig, „denn einige von diesen Plätzen gehören dem deutschen Kaiser als König von Jerusalem, andere den Johannitern und den Tempelherren.“ Als man auf solche Art nicht einig werden konnte, wurden vier Ritter abgeordnet, um mit dem Könige zu sprechen, der sich aber eben so standhaft als seine Baronen bewieß, und sich nicht entschließen konnte, die verlangten Plätze in Palästina herauszugeben, ob man ihm gleich mit den schrecklichsten Martern drohte.

In dieser Noth äußerte Ludwig einen wahren Heldenmuth; auf die Vorstellungen und Drohungen, die ihm der Sultan machen ließ, gab er mit unerschrockener Gelassenheit zur Antwort: „Ich bin des Sultans Gefangner, er kann thun, was ihm beliebt.“ Da Turan-Schach überzeugt wurde, daß er die Standhaftigkeit des Königs durch keine Drohworte erschüttern konnte, so ließ er ihn fragen, wie viel Geld er, außer der Rückgabe von Damiata, für seine Befreiung erlegen wollte? „Ich er-

warte die Forderung des Sultans," antwortete Ludwig, und nun wurde diese Forderung für den König und die andern Gefangenen auf eine Million goldener Byzantiner gesetzt. Mit edlem Stolze antwortete Ludwig: „Der König von Frankreich lasse sich nicht für Geld verhandeln; aber er wolle für seine Person die Stadt Damiata wieder abtreten, und für die Befreiung seiner Leute die verlangte Million Byzantiner erlegen!" Dieser großmüthige Entschluß würkte auf den Sultan so sehr, daß er ihm darüber ein Kompliment machen und hinzufügen ließ, daß er aus Hochachtung für ihn den fünften Theil der Summe nachlassen wollte. Es wurden also achtmal hunderttausend Byzantiner zum Lösegeld der Gefangenen festgesetzt, welche nach damaliger französischer Münze ungefähr hunderttausend Mark Silbers ausmachten.

Hierauf kam nun der Vergleich zu Stande, daß nämlich zehn Jahre lang zwischen beiden Nationen ein Waffenstillstand gehalten werden, alle Gefangene von beiden Seiten frei seyn, die Christen im ruhigen Besitz aller ihrer bisherigen Eroberungen in Palästina bleiben, der König das

versprochene Lösegeld bezahlen und Damiata abtreten sollte, daß ferner alles dem Könige, den Baronen und den Christen zuständige Geräthe in Damiata so lange unter dem Schutze des Sultans bleiben sollte, bis man es auf Schiffen abhohlen würde. Die Kranken, und alle, die nothwendiger Geschäfte wegen in Damiata zurück bleiben müßten, sollten vollkommen sicher seyn; jedem Franken sollte frei stehen zu Wasser oder zu Lande abzureisen, und Allen, die das Letzte erwählen würden, sollte der Sultan Bedeckung mitgeben.

Nach der Bestätigung dieses Vergleichs ließ der Sultan den König, seine beiden Brüder, und die vornehmsten Franzosen auf vier Galeren abfahren, um sie nach Damiata zu bringen, vorher aber mußten sie zu Phareskur, einem Lustschlosse des Sultans, verweilen. Ludwig wurde mit seinen kleinen Gefolge in diesem Pallast gebracht, um mit dem Sultan zu verabreden, auf welche Art er die Stadt Damiata wieder räumen wollte, und es schien nichts mehr der Befreiung der Franken im Wege zu seyn, als sich auf einmal ein Vorfall ereignete, welcher den König in Gefahr setzte, das Leben zu verlieren.

Die ägyptischen Sultane hatten nemlich eine Leibwache von zehn bis zwölftausend Mann auserlesener Leute, welche Mamlucken hießen; ihnen waren die andern Soldaten untergeordnet, aus ihnen wurden Statthalter, Emire und Heerführer gewählt, und überhaupt hatten sie Anspruch auf die ersten Ehrenstellen. Als Sultan Turan-Schach zur Regierung kam, machte er's mit den Mamlucken wie Peter der Große mit den Strelitzen, er suchte sie unter allerlei Vorwand herabzuwürdigen, nahm den Häuptern derselben die Ehrenstellen, womit sie schon lange bekleidet gewesen waren und gab sie an Fremde. Dies brachte die Mamlucken so sehr gegen ihren Sultan auf, daß sein Tod von ihnen beschlossen wurde. Schon bei der ersten Unterredung der beiden Monarchen sollte der Streich ausgeführt werden. Rokhneddin Bibars, das Haupt der Verschwornen, war in der Nähe des Sultans, und wollte ihn mit einem Hiebe den Schädel spalten, allein er fehlte, und schlug ihm einige Finger weg. Drohend entwischte der Sultan in einen Thurm, allein auch hier war er nicht sicher, die Mamlucken umringten denselben, steckten ihn in Brand

und schossen mit Pfeilen nach dem Sultan. Da er keine Rettung mehr sahe, sprang er aus dem Thurme in einen vorbeyfließenden Strom und schrie: „Ich verlange euer Reich nicht Moslemin! Warum habt ihr mich nicht gelassen wo ich war?“ Allein auch dieses war kein Rettungsmittel für den Unglücklichen, denn die Mörder sprangen ihm nach ins Wasser, und erschlugen ihn da. Man schnitt ihm das Herz aus dem Leibe, überreichte es dem Könige von Frankreich, der dieses ganze Trauerspiel mit ansehen mußte, und sagte zu ihm: „Was gibst du uns dafür, daß wir dich von einem Feinde befreit haben, der dich noch hätte umbringen lassen, wäre er länger am Leben geblieben?“ Ludwig antwortete nichts; aber seine Blicke voll Wehmuth gaben deutlich zu erkennen, daß er die That verabscheute.

Den folgenden Tag schickten die rebellischen Mamlucken Abgeordnete an den König, die sich den mit dem Sultan geschlossenen Vertrag ausbitten mußten; sie bestätigten denselben zwar, verlangten aber dabei, daß ihnen die Hälfte der Geldsumme noch vor der Abreise des Königs ausgezahlt werden sollte. Ludwig willigte in

ihr Begehren, um nur von da wegzukommen, und man ließ ihn endlich mit seinen Mitgefangenen nach Damiata segeln, wo alles wegen des Schicksals der königlichen Familie in der größten Angst war.

Die Königinn war daselbst von einem Prinzen entbunden worden, welchem man den Namen Johann Tristan gab, um die traurigen Umstände seiner Geburt im Andenken zu behalten. Diese Angst wurde indessen durch die Ankunft des Königs gehoben, welcher gleich die nöthigen Befehle wegen Uebergabe der Stadt austheilte. Die Königinn wurde mit ihren Damen zu Schiffe gebracht, die Kranken aber und die Kriegsgeräthschaften blieben nebst dem übrigen Vorrath in der Stadt, bis zu gelegener Zeit; kaum aber kamen die Moslemin in die Stadt, so fielen sie über die Kranken her, und schlugen alle, die sie fanden, todt. Man wollte sogar auch Ludwig ermorden, allein die Redlichkeit eines Emirs verhinderte die That, und zu Vermeidung mehrerer Unruhen mußten die Truppen aus der Stadt gehen. Was sich damals in Damiata an Gelde befand, ward auf viertausend Byzantinen geschätzt, und eben soviel

versprach der König noch nachzuzahlen, und ließ deshalb den Grafen von Poitou als Geissel zurück.

Endlich, nach einer ein und dreißigtägigen Gefangenschaft und nach unzähligen Mühseligkeiten, begab sich der König zu Schiffe, und kam den achten Mai 1250 glücklich, aber in einem schlechten Aufzuge, im Hafen zu Ptolemais an.

Während sich diese traurigen Begebenheiten im Morgenlande ereigneten, trug man sich in Frankreich mit den schmeichelhaftesten Neuigkeiten von dem Glücke des Königs und des Kreuzheers in Aegypten. Man glaubte Ludwig als Ueberwinder des Sultans und Meister des ganzen Orients zurückkehren zu sehn; aber eben deswegen war nun auch die Bestürzung desto größer, als die wahren Nachrichten von der Gefangenschaft des Königs und dem unbeschreiblich elenden Zustande des ganzen Heers nach und nach einliefen. Die Königinn Blanka und Pabst Innocenz der Vierte bemühten sich ängstlich, sowohl die Franzosen als auch noch andre christliche Völker zur Rettung des Königs und so vieler edlen Ritter aufzumuntern, allein

ihr Bemühen war vergeblich, und Ludwig, der zu Ptolemais vergeblich auf Hülfe wartete, mußte einen andern Weg einschlagen; er schickte die Hälfte der rückständigen Summe nach Aegypten, um diejenigen Franzosen loszukaufen, welche wider den Vertrag nach Kahira gebracht waren, aber Ludwig wurde bald inne, daß er mit Treulosen zu thun hatte, denn statt zwölftausend Gefangner, brachten seine Abgeordneten nur Vierhundert mit. Viele waren durch Drohungen und Martern zur Verläugnung ihres Glaubens gebracht, oder im Weigerungsfall getödtet worden, dreihundert vornehmen Rittern wurden sogar die Augen ausgestochen und sie in diesem elenden Zustande zurückgeschickt. Dies barbarische Verfahren bestätigte den König in dem Entschlusse, den Bitten seiner Mutter und den Vorstellungen der Baronen kein Gehör zu geben, als welche den Rückzug heftig verlangten, sondern noch eine Zeitlang in Palästina zu bleiben, um dieses Land gegen die Mamlucken, auf deren Versprechungen man sich so wenig verlassen konnte, in Sicherheit zu stellen. Er versprach zugleich denenjenigen Rittern, welche bei ihm bleiben würden, sie aus seinem Schatze

kräftig zu unterstützen. Einige gerührt und beschämt durch das Beispiel ihres Oberhaupts, versprachen, ihn nie zu verlassen, andere hingegen machten dennoch Anstalt zur Abreise, selbst die Brüder des Königs, die Grafen von Anjou und Poitou. Ludwig schrieb bei dieser Gelegenheit an die Königinn Mutter und an die Stände des Reichs, berichtete ihnen die traurigen Umstände, worinn sowohl er, als auch der kleine Ueberrest des Heers versetzt sey, und bat und ermahnte Alle auf die dringendste Art, ihr Leben dem Dienste Jesu Christi aufzuopfern.

Gleich nach der Abreise der vielen Ritter und Knappen ließ Ludwig Soldaten werben, und in kurzer Zeit hatte er ein beträchtliches Heer zusammen, womit er sich den kleinen Partheien, welche nach der Ermordung des Sultans entstanden, furchtbar machte. Der neue Sultan von Damas, Naser Yousof, schickte sogar Gesandte nach Ptolemais, welche sich über die boshafte Ermordung seines Verwandten des Turan-Schach beschwerten, erbat sich den Beistand des Königs, und versprach dagegen, ihm das Königreich Jerusalem wiederzugeben und seine Kriegsbeute mit ihm zu theilen. Der

Vorschlag war äußerst vortheilhaft für Ludwig, allein seine Gewissenhaftigkeit in Ansehung der Verträge rieth ihm, noch einen gütlichen Versuch bei seinen Feinden zu wagen. Er schickte zu dem Ende einen vorzüglich beherzten Ritter, Johann von Valence an die Mamlucken ab, und ließ sie fragen, ob sie gesonnen wären, ihm für ihre Gewaltthätigkeiten Genugthuung zu verschaffen, widrigenfalls er sich mit dem Sultan von Damas wider sie vereinigen würde. Die Mamlucken versprachen dem Gesandten, sich in allen Stücken nach dem Willen des Königs zu fügen, wenn er mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen den Sultan von Damas machen wollte. Zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit ließen sie zweihundert Ritter nebst vielen andern Gefangenen los, und schickten Gesandte an den König mit zurück, die das Bündniß wider den Sultan von Damas schließen sollten. Ludwig erklärte aber diesen Gesandten, daß er sich in kein Bündniß mit ihnen einlassen könnte, bevor sie nicht alle die Christenköpfe, die auf den Mauren von Kahira als Siegeszeichen aufgesteckt wären, zurücklieferten, alle von ihnen zu Abschwörung ihres Glaubens gezwungene Chri-

sten freigäben, und den Rückstand von dem Lösegelde für die Gefangenen nachließen. Johann von Valence mußte aufs neue mit den Gesandten nach Aegypten ziehen, um die Unterhandlung weiter fortzusetzen.

Um den Krieg wider den Sultan von Damas mit Nachdruck führen zu können, ließ Ludwig zu Akka neue Festungswerke anlegen. Die Spaltungen zwischen den Moslemin in Aegypten und Syrien brachten seinem Heere vielfache Vortheile, indem ihn jede Parthei zu gewinnen suchte, und daher die Franken mit allen Bedürfnissen reichlich versorgte. Der König begab sich von Akka nach Cäsarea, und befestigte auch diese Stadt. Es fanden sich noch viele Ritter bei ihm ein, und das Bündniß mit den Mamlucken kam zu Stande. Sie erfüllten alle verlangten Bedingungen, und versprachen nach Jaffa zu kommen, wo sie die Sache weiter mit dem Könige verhandeln und einen Eid schwören wollten, das Königreich Jerusalem, einige Plätze ausgenommen, wieder abzutreten, wenn er ihnen gegen den Sultan von Damas Beistand leisten würde. Kaum hatte aber dieser von dem guten Verständnisse der Mamlucken mit den

Franzosen Nachricht erhalten, so ließ er die Pässe aus Aegypten nach Jaffa mit zwanzigtausend Mann besetzen, wodurch er die Vereinigung der Mamlucken hinderte. Ludwig begab sich nach Jaffa, erwartete aber die Mamlucken, welche sich vor der Macht des Sultans fürchteten, vergeblich, und setzte sich durch seinen Vertrag mit jenen, den Feindseligkeiten des Sultans von Damas aus. Er hatte indessen doch von seinen Unterhandlungen den Vortheil, daß alle gefangene Franzosen in Freiheit gesetzt wurden, und daß er Gelegenheit bekam, Jaffa stärker zu befestigen, welches ihm indessen große Summen kostete. Die Mamlucken schickten nochmals an den König, ließen sich entschuldigen, und baten um die Bestimmung eines andern Orts zur Unterredung, welchen ihnen auch Ludwig anzeigte.

Der Sultan von Damas führte indessen seinen Heerzug, der aus den tapfersten Kriegern bestand, nach Aegypten, um die grausame Ermordung seines Verwandten zu rächen. Es kam zur Schlacht, er erhielt Anfangs große Vortheile, allein die Mamlucken, die wie Verzweifelte fochten, entrissen sie ihm wieder und

wurden — Sieger. Nunmehr dachten sie aber auch nicht mehr an die Zurückgabe des Königreichs Jerusalem, weil sie der Macht des gutherzigen Ludwigs nicht mehr bedurften; sie machten vielmehr Frieden mit dem Sultan von Damas, und beredeten ihn, daß er sich mit ihnen gegen die Franken, als ihre gemeinschaftlichen Feinde, vereinigte.

Dadurch wurden nun auf einmal den Christen alle Vortheile entrissen, welche sie bisher von der Gegenwart des Königs in Palästina gehabt hatten. Ludwig mußte sich begnügen, dasjenige, was er einmal in Besitz hatte, zu vertheidigen, einige Plätze fester zu machen, kleine Scharmützel mit den Feinden zu halten, die gegen sein Lager streiften, und — die heiligen Oerter zu besuchen. Denn er bekam aus Frankreich wenig Unterstützung mehr; sey es, daß man ihm dadurch zum Rückzuge nöthigen wollte, oder daß die Hitze der Franzosen übers Meer zu reisen verraucht war, oder daß man eine Unternehmung von Seiten des Königs von England befürchtete.

Bey allen diesen Ereignissen dachte jedoch Ludwig noch nicht an seine Rückreise, die Erobe-

rung Jerusalems ward sogar beschlossen. Da indessen die Zeitung von dem Tode seiner geliebten Mutter, der Königinn Blanka, bei ihm einlief, so mußte er ernstlich auf seine Rückreise denken, weil die Angelegenheiten seines Königreichs es ihm zur nothwendigsten Pflicht machten. Er blieb nach Erhaltung dieser Trauerpost noch ein ganzes Jahr in Palästina, um das Land in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, und während dieser Zeit bemächtigte er sich der Stadt Belinas, befestigte auch die Stadt Sidon, nebst mehrern Schlössern.

Nachdem er nun die Sachen im Morgenlande so weit gebracht hatte, übertrug er die Sorge für die morgenländische Christenheit dem päbstlichen Legaten, überließ ihm Geld und Kriegsvolk, setzte den verdienstvollen Gottfried von Sergines zum Befehlshaber in Akka und ging im April 1254 unter Segel.

Sein Schiff wurde eine wahre heilige Kapelle; er hatte ein eigenes Behältniß voll geweihter Hostien, um sie zum Troste derjenigen zu gebrauchen, welche auf der Reise sterben würden; am schicklichsten Orte im Schiffe ließ er einen mit vielen Reliquien gezierten Altar er-

richten, wobey alle Tage Messe gelesen und in jeder Woche dreimal gepredigt wurde; wenn es die Witterung erlaubte, so wurden mit den Matrosen Katechisationen angestellt, und wenn einer krank wurde und dem Tode nahe kam, so war Ludwig selbst sein Seelsorger.

Die Fahrt war glücklich bis zur Insel Cypern; hier aber gerieth das königliche Schiff auf eine Sandbank. Jedermann schrie erbärmlich um Hülfe, besonders die Königinn mit ihrem Säugling, weil man alle Augenblicke befürchten mußte, das Schiff würde scheitern. Ludwig betete mit wahrer Inbrunst und — das Schiff wurde flott; man betrachtete dies allgemein als ein wahrhaftes Wunder.

Nachdem sich die Flotte in Cypern mit allen Lebensbedürfnissen versehen hatte, ging sie wieder unter Segel, und kam nach einer Fahrt von sechs Wochen bey den hierischen Inseln an. Der König verfügte sich gleich von hier nach St. Denis, wo er wegen seiner Zurückkunft Gott dankte.

Palästina fühlte indessen die Abwesenheit des Königs von Frankreich nur zu sehr. Die verschiedenen Völker des Kreuzheers geriethen

in Uneinigkeiten, welche sogar in schreckliche Kriege ausbrachen; die Mamlucken benutzten diese Gelegenheit und bemächtigten sich des ganzen Syriens und Palästina.

Ludwig der Fromme wurde tief im Herzen gerührt, als er die Nachrichten von dem erbärmlichen Zustande der Christen im Morgenlande erfuhr. Das Kreuz, welches er bei seinem ersten Zuge ins heilige Land an seinem Kleide trug, war noch nicht abgelegt, weil er (von der Thorheit noch nicht geheilt) sich immer noch einen zweiten Zug vorbehielt, mit welchem er größere Ehre einzulegen gedachte.

Sein herannahendes Alter, seine Schwächlichkeit (denn er war nicht mehr vermögend, eine ordentliche Rüstung zu tragen, und konnte kaum zu Pferde steigen) waren nicht im Stande, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Roms geistlichem Hirten, Klemens dem Vierten, gab er Nachricht davon; und dieser hatte, wie man leicht vermuthen kann, nichts dawider einzuwenden, sondern schrieb an Ludwig, „daß ihm Gott diesen Vorsatz eingegeben habe, und daß er durch diesen wiederhohlten Beweis seiner Frömmigkeit,

eine hohe Stufe im Himmel sich erwerben werde.“

Er schickte auch sogleich, um die Sache desto nachdrücklicher betreiben zu helfen, den Kardinal von Cäcilia, gebornen Grafen von Brie, nach Frankreich, um dort das Kreuz zu predigen. Ludwig versammlete bei dessen Ankunft im Jahre 1267 sein Parlament, und weil sein Entschluß vorher ein Geheimniß war, so wurden die Großen des Reichs um so bestürzter, als er ihnen denselben in einer Rede eröffnete, und die Versammlung ermahnte, seinem Beispiele zu folgen, und sich zur Fahne des Kreuzes zu stellen.

„Ich bin bereit, sagte der König, und wenn „mich auch alle Welt verlassen sollte, eine so „ruhmvolle Unternehmung lebhaft anzufangen, „und alle meine Macht und alle mein Vermögen „daran zu wenden. Selbst mein Leben achte „ich für nichts; den Tod in jenem Lande zu dulden, in welchem unser angebeteter Jesus „Christus für uns starb, würde für mich das „unschätzbarste Vergnügen, die wonnevollste „Seeligkeit seyn. Euch, ihr Franzosen, ermahnet Gott und unser Erlöser durch mich, eben

„den Muth und den Eifer zu zeigen, mit dem „eure Voreltern so rühmlich das heilige Land „erobert haben!“

Auch der Kardinal trat auf, redete mit allem Nachdruck, den eine so wichtige Unternehmung erforderte, und gab dann das Kreuz dem Könige, seinen drei ältesten Söhnen, Philipp, der nachmals der Kühne genannt wurde, Johann Tristan, Grafen von Nevers, und Peter Grafen von Alencon; ferner den Grafen von Flandern, von Bretagne, und von Eu; den Herren von Montpensier von Laval, von Brienne und noch vielen andern.

Kaum hatte man in Frankreichs Provinzen des Königs Vorhaben erfahren, als sich gleich wieder der größte Theil des Adels mit Eifer zum abermaligen Feldzuge wider die Ungläubigen anschickte. Einer der ersten war des Konigs Eydam Theobald der Andere, König von Navarra, und dessen Bruder Heinrich, nebst allen jungen Rittern aus Navarra und Champagne, ferner der Herzog von Burgund, nebst dem Könige von Sicilien,

Karl von Anjou, und vielen andern Grafen und Edlen des Reichs.

Ludwig bemühte sich sehr, auch den Herrn von Joinville zu diesem Zuge zu bereden; allein dieser kluge Mann hatte die Kühnheit, dem König ins Angesicht zu sagen, daß der letzte Kreuzzug sowohl ihn selbst als seine Unterthanen in das äußerste Verderben gestürzt habe, indem auch diejenigen, welche den Zug nicht mitgemacht hätten, von den königlichen Beamten fürchterlich gedrückt worden wären. Es wäre eine wahre Todsünde, daß man dem König ein abermaliges Unternehmen der Art in den Kopf gesetzt habe, da ihm seine Schwachheit nicht gestatte, lange zu Pferde zu sitzen und die schwere Rüstung zu tragen, noch weniger die Strapazen auszuhalten, welche ein Krieg im Morgenlande nothwendig mit sich führte. Seine Gegenwart erhielte noch Frieden und Gerechtigkeit im Reiche; sobald er aber demselben den Rücken wende, so würde einer den andern aufreiben. Alles dieses traf hernach richtig ein; allein es war nicht nach dem Geschmacke des Königs, der nur seinem Eifer folgte, und das feste Vertrauen

trauen hatte, die Vorsicht würde um seinetwillen Wunder thun.

Der päbstliche Legat ging nach England, um auch da sein Heil zu versuchen; im Jahre 1268 wohnte er einer Parlamentsversammlung mit bei, und erklärte vor derselben, daß der heilige Vater bei dem nächsten Kreuzzuge von den Engländern allen möglichen Beistand erwarte. Bei der damaligen Ruhe in England entschlossen sich viele Ritter den heiligen Zug mitzumachen; der Römische König Richard, und Edward, Kronprinz von England, standen an ihrer Spitze.

Ludwig bezeugte darüber eine herzliche Freude, lieh dem Prinzen eine ansehnliche Summe Geldes, und auch das englische Parlament bewilligte eine Summe zur Beförderung des Kreuzzuges, der diesmal wieder einen unermeßlichen Aufwand erforderte. Die hohen Kronvasallen zogen, den Herzog von Burgund ausgenommen, sämtlich auf eigene Kosten zu Felde, alle übrigen Ritter aber bekamen ihren Sold aus dem königlichen Schatze, und täglich wurden hundert und dreißig Ritter an der königlichen Tafel gespeiset. Die Genueser ließen

sich ihre hergegebenen Transportschiffe sehr theuer bezahlen, und die übrigen Bedürfnisse mußten mit schweren Kosten angeschaft werden. —

Zu Bestreitung eines so ungeheuren Aufwandes sah sich der König wieder, wie bei seiner ersten Reise, genöthigt, sich an die Geistlichkeit zu wenden, und sie mit Abgaben zu belegen. Der Pabst bewilligte zu diesem Zweck dem Könige den zehnten Theil der Einkünfte derselben auf vier Jahre. Die Priester machten zwar große Augen, allein ihr Oberhaupt gebot es und sie mußten gehorchen. Auch diejenigen Bürger und Bauern, die zu Hause blieben, mußten eine Kopfsteuer entrichten.

Ludwig, dem die Erfahrung des ersten Kreuzzugs an die Ungewißheit seiner Zurückkunft von dem andern erinnerte, machte sein Vermächtniß, und ernannte zu Reichsverwesern während seiner Abwesenheit, den Abt Matthäus von St. Denis aus dem Geschlechte der Grafen von Vendome, und den Grafen von Nesle, Simon von Clermont; Männer von geprüfter Redlichkeit und ausnehmender Klugheit.

Nach gewöhnlich verrichteter Andacht zu St. Denis ging der König am ersten Tage des Heumonats 1270 mit seinem Kreuzheer, welches aus sechzigtausend Mann bestand, zu Aigues Mortes unter Segel, und hatte auf der Fahrt nach Kagliari in Sardinien zwey Stürme auszustehen, durch welche die Flotte sehr viele Kranke und Todte bekam. Der Befehlshaber des Schlosses zu Kagliari, welches damals der Republik Pisa gehörte, die mit Genua Krieg führte, wollte die Kranken nicht aufnehmen, weil sich der König genuesischer Schiffe bediente. Kaum konnte Ludwig soviel erhalten, daß man die Schwächsten ans Land setzen, und am Fuße des Schlosses lagern, oder in elende Hütten bringen durfte. Er machte sich ein Gewissen daraus, die Waffen, die er zum Besten der Christen ergriffen hatte, wider dieselben zu gebrauchen und sich des Schlosses mit Gewalt zu bemeistern; es starben also wegen übler Behandlung viele Kranke, und die Lebensmittel mußten sehr theuer bezahlt werden.

Jedermann glaubte nun, der Schauplatz des Krieges würde in Aegypten oder Palästina eröffnet werden; allein Ludwig hatte sein Augen-

merk auf eine ganz andere Gegend gerichtet. Man erstaunte, als im Kriegsrathe der Vortrag geschah, auf Tunis an den afrikanischen Küsten loszugehen, so wie es schon vorher mit dem König von Sicilien verabredet war.

Dieser war deswegen geneigt, den Krieg auf diese Seite zu lenken, weil ihm der König von Tunis Tribut schuldig war, den er nicht abtragen wollte, und weil die Sarazenen in Afrika furchtbare Feinde seines Reichs waren. Der fromme Ludwig aber hatte andächtige und uneigennützige Absichten. Er unterhielt seit mehrern Jahren mit dem Regenten von Tunis durch Vertraute eine Art von Verständniß: denn dieser Fürst hatte schon lange vorher, ehe Ludwig an einen Kreuzzug dachte, zu verstehen gegeben, daß er dem christlichen Glauben sehr gern beitreten mögte, wenn sich nur eine schickliche, ohne große Gefahr verbundene, Gelegenheit darböte. Ludwig, bei dem dieser Vorsatz eine ausserordentliche Freude erweckte, und der ihn in seiner Art fest glaubte, dachte nun, wenn er mit einem zahlreichen Heere vor Tunis erscheinen würde, dem Beherscher der furchtbaren Barbarei dadurch die schönste Gelegenheit an die Hand

zu geben, sich für die christliche Religion zu erklären. Ueberdies hatte man ihm versichert, daß Tunis schlecht befestigt und also leicht zu bezwingen sey; und weil ihm auch wohl bekannt war, daß der Sultan von Aegypten aus diesem Lande viel Kriegsvolk, Pferde und Waffen zog, so gab dies noch einen Grund mehr, warum er jenem Vorschlage sogleich beitrat. Er hoffte seinen Anschlag auf Palästina dadurch sehr zu erleichtern und gewissermaßen in Tunis, Palästina zu erobern.

Die Flotte segelte also von Sardinien ab, und kam am achtzehnten des Brachmonats 1270 auf der Höhe von Karthago und Tunis an. Es wurde nächst dem Meerbusen Porto Farino Anker geworfen und dem Admiral der Befehl ertheilt, mit einigen Galeeren auf Kundschaft auszufahren. Er landete glücklich und ohne Widerstand, forderte aber Verstärkung, um seinen Platz behaupten zu können. Hier beging man nun den großen Fehler, ihm Befehl zum Rückzug zu schicken, weil man eine List der Sarazenen befürchtete. Als am folgenden Tage gelandet werden sollte, war das Ufer stark besetzt und man mußte erst einen Lagerplatz er-

kämpfen, wo man sich jedoch wegen fehlenden Wassers nicht lange halten konnte. Ludwig entschloß sich daher das Schloß Karthago anzugreifen, in dessen Bezirk viele gute Brunnen waren. Die Eroberung geschah durch Sturm, und das Heer, dem es nun nicht mehr an Wasser mangelte, konnte durch die Flotte bequem mit Lebensmitteln versehen werden.

Nach der Eroberung Karthago's kamen zwey Sarazenen, welche den König von seiner irrigen Meinung wegen der Bekehrung des Fürsten von Tunis abbrachten, indem sie meldeten, daß dieser Fürst alle Christen, die sich in der Stadt befänden, habe gefangen nehmen lassen und sie mit der schrecklichsten Todesart bedrohe, wofern ihn die Christen angreifen würden. Dies war auch wirklich geschehen, um dadurch einen Vergleich mit Ludwig zu bewirken.

Der König von Frankreich wollte die Belagerung von Tunis nicht eher unternehmen, als bis der König von Sicilien ankäme, und dieser war durch seine Verzögerung an allem nachherigen Unglück Schuld. Die Sarazenen beunruhigten das französische Lager unaufhörlich, sie schossen mit gewissen dazu verfertigten

Maschinen afrikanischen glühenden Sand auf die Christen, welche dadurch schrecklich litten; die Hitze war ohnehin unerträglich und verursachte bößartige Krankheiten, wodurch viele weggerafft wurden. Das halbe Heer wurde in wenigen Tagen unbrauchbar, sehr viele tapfre Ritter fanden hier ihr Grab, sogar Ludwigs Liebling, Johann Tristan, Graf von Nevers, und der päbstliche Legat wurden ein Opfer des Todes.

Ludwig, der keine Gefahr, weder im Gewühle der Schlacht, noch bei bößartigen Krankheiten scheute, wurde, da er die Patienten selbst besuchte und wo er nur konnte ihnen Hülfe leistete, endlich von der grassirenden Seuche heftig befallen. Er fühlte gleich, daß sie ihm das Leben kosten würde, allein dessen ungeachtet war er doch noch immer mehr für die Erhaltung seiner Krieger, als für seine eigene bedacht. Seine Schwäche hinderte ihn nicht, fast bis zu seinen letzten Augenblicken, noch immer alle Befehle selbst zu geben; er ordnete an, was er nur konnte, und ermahnte alle, die ihn sahen, der Fahne des Kreuzes getreu zu bleiben.

Sein ältester Sohn Philipp, so schwach er auch selbst war, wich nicht von seinem sterbenden Vater, der ihn wegen seiner großen Anlagen herzlich liebte. Sterbend sammelte Ludwig noch einmal alle seine Kräfte und setzte mit eigner Hand trefliche Regeln für diesen Sohn auf, die er als künftiger Regent von Frankreich befolgen sollte. Endlich schied seine fromme Seele aus ihrer morschen Behausung, die sie nicht einmal volle sechs und funfzig Jahre bewohnt hatte, am fünf und zwanzigsten August des Jahrs 1270.

XII.

Graf von Strafford.

Graf von Strafford war der Günstling und erste Minister des unglücklichen Königs Karls des Ersten von England, der mit seinem Volke in einen für ihn unglücklichen Krieg verwikkelt ward, und — auf dem Schaffot sein Leben endigen mußte.

Strafford hatte sich, als erster Minister des Königs, in verschiedenen Gelegenheiten bey den Nationen aller drei Reiche verhaßt gemacht. Die Schotten betrachteten ihn als ihren Hauptfeind; in Irland, das er acht Jahre mit vieler Wachsamkeit, Thätigkeit und Klugheit regiert hatte, war er nicht darauf bedacht gewesen, sich beim Volke beliebt zu machen und die Englische Nation, deren Unwillen gegen den Hof so äuserst hoch gestiegen war, warf auch auf ihn ei-

nen fürchterlichen Haß, aus keiner andern Ursache, als weil er Staatsminister war, und sein Herr ihn mit ganz besonderem Zutrauen beehrte. Er sahe voraus, daß ein heftiges Ungewitter ihm drohete, und bat daher den König um Erlaubniß, sich nach York an die Spitze der Armee begeben zu dürfen, wo die Entfernung ihm tausend Mittel hoffen ließ, des Angriffs seiner Feinde zu spotten. Der verblendete König verließ sich aber bloß auf seine Einsichten und die Nützlichkeit seines Raths, und versprach ihm, weit entfernt zu denken, daß sein eignes Ansehn dem Untergange so nahe wäre: „das Parlament solle ihm kein Haar auf seinem Haupte krümmen.“ Kaum war aber das Parlament von des Grafen Ankunft benachrichtiget, als er sogleich des Hochverraths angeklagt, und auf ein allgemeines Geschrey in Verhaft genommen wurde. Auch der Bischof Lawd, Karls und Straffords Freund, wurde des Hochverraths beschuldigt und scharf bewacht. Man warf ihnen hauptsächlich vor: sie hätten Gesetz und Konstitution umgestoßen, und dagegen die willkührliche Gewalt der königlichen Minister einführen wollen. Viele andere Minister entflohen, um

vor den Mißhandlungen der neuen eigenmächtigen und despotischen Gerichtsbarkeit im Staate sicher zu seyn, und selbst diejenigen, die sonst von ihrem Ansehn und ihrer Macht am aufgeblasensten waren, zitterten vor diesem fürchterlichen Tribunal. —

Das Bestreben des Parlaments ging dahin, alle diejenigen zu seinen Kreaturen zu erniedrigen, oder doch in Furcht zu setzen, die noch am meisten den wankenden Thron zu unterstützen im Stande seyn möchten. Alle, die dem Könige in seinen Unternehmungen gedient, alle, die in seinen Gerichtshöfen gesessen hatten, waren sicher, früh oder spät vom Unterhause angeklagt zu werden. So war denn alle höchste Gewalt auf das Haus der Gemeinen gekommen und ohne anscheinende Gewaltthätigkeit oder Unordnung war eine beinahe uneingeschränkte Monarchie in eine völlige Demokratie verwandelt. Unter der ganzen Nation, und besonders in der Hauptstadt, stieg Partheygeist und Abgeneigtheit gegen den Hof auf den höchsten Grad. Täglich sahe man daselbst Tumulte, die aufrührerischen Versammlungen wurden immer verwegener, jeder vernachläßigte seine Ge-

schäfte und glaubte sich zur Vertheidigung der Freiheit und Religion berufen. Die Kanzeln, die vom Hause der Gemeinen nach Willkühr Puritanischen Predigern eingeräumt wurden, ertönten von Partheygeist und Fanatismus. Sie sahen sich nun völlig gerächet für das Stillschweigen, das Lawd und die hohe Kirchenkommission ihnen auferlegt hatten. Auf den Bericht der vom Parlament niedergesetzten Komitteen über die eingereichten Bittschriften, wurden täglich Resolutionen genommen, die den Hof erschütterten und die Nation immer mehr anflammten.

Der König konnte bey dieser tumultuarischen Volksgährung für seinen Liebling Strafford nichts unternehmen, eine grausame Nothwendigkeit zwang ihn während aller dieser gewaltsamen Unternehmungen zur Geduld. Die Schottische Armee war vom Parlamente in Sold genommen, um sie vom Plündern abzuhalten, und es erklärte öffentlich, daß es dieselbe so lange besolden werde, bis alle seine Feinde gedemüthiget und alle seine Plane ausgeführet wären. Die Puritanische Parthey wurde immer mächtiger, und also auch die Bischöfe mehr

verachtet, beleidigt und hintangesetzt. Es wurde sogar eine Bill gemacht, welche die Geistlichen von allen bürgerlichen Geschäften und also auch vom Oberhause ausschließen sollte; allein das Oberhaus verwarf sie.

Da der König sahe, daß er mit Widersetzung nichts ausrichtete und sogar dadurch in eine noch immer abhängigere Lage gerieth, so beschloß er sein Betragen gänzlich umzuändern, um wo möglich, durch Nachgiebigkeit und Gefälligkeit, die Liebe und das Vertrauen seines Volks wieder zu gewinnen. Allein da er auch hier, wie immer, einen glücklichen Mittelweg zwischen Festigkeit und Nachgeben nicht zu treffen im Stande war, so wurde die Gefahr des Staats dadurch nur noch mehr vergrößert, und die Lage seiner Freunde in Nichts gebessert. Er bewilligte dem Parlamente verschiedene große Vorrechte, worüber die ganze Nation in Freude gerieth; er veränderte sogar zugleich mit seinen Maßregeln sein ganzes Ministerium und wählte auf einen Tag Viele von den angesehensten Häuptern der Volksparthey zu seinen Ministern, weil er dadurch seinen Liebling und Freund Strafford zu retten hoffte.

Anstatt aber durch diese Wahl sich Freunde zu erwerben, gab er nur seinen Feinden neue Waffen. Jezt wurde Straffords Prozeß, den zu unterdrücken die Hauptabsicht bey Veränderung des Ministeriums gewesen war, mit der größten Lebhaftigkeit geführt. Das Verfahren dabei war höchst ungerecht und unerhört. Der Ritter Rathcliff, der vertrauteste Freund des Grafen, wurde ohne Ursache des Hochverraths angeklagt und gefangen gesetzt, blos, um Strafford in seiner Noth des Beistandes seines besten Freundes zu berauben, der am leichtesten fähig gewesen wäre, seine Unschuld zu erweisen. Alle Freunde Straffords wurden angeklagt, oder wenigstens in Furcht gesetzt, damit sie den Muth verlören, vor dem Parlamente zu seinem Besten zu reden. Dieser einzige, unbeschützte, unberathene, von der vereinigten Macht dreyer Königreiche angegriffene Mann zeigte indessen so viel Stärke der Seele und Gegenwart des Geistes, daß, so lange Vernunft und Gesetze gehört wurden, er einen unbezweifelten Sieg davon trug; endlich aber mußte er, freilich mehr erdrückt als überwiesen, unter der offenbaren Gewaltthätigkeit seiner

Feinde erliegen. Da Straffords Tod der allgemeine Wunsch war, so kann man leicht begreifen, wie auch das zum Verbrechen wurde, was eher Lob als Tadel verdient hätte. Sein Tod war seinen Feinden zu wichtig; denn außer dem großen Genie und Ansehn desselben, fürchteten sie auch noch seine Rache. Da sie aber wegen seiner vortreflichen, obgleich ganz unvorbereiteten Vertheidigung kein gesetzmäßiges Urtheil wider ihn sprechen zu sehn hoffen konnten; so ertönten am folgenden Sonntag alle puritanische Kanzeln von Ausrufungen über die Nothwendigkeit, den großen Verbrecher hinzurichten. Dies brachte die gewünschte Wirkung hervor. Ein Haufen bewaffneten Pöbels umringte die Parlamentshäuser, beschimpfte die Glieder des Oberhauses, die er für Straffords Freunde hielt, und das Unterhaus gab durch seine affektirte Gleichgültigkeit zu erkennen, daß der Tumult ihm nicht unangenehm sey. Man kann sich vorstellen, was für ein Lärm über die Entdekkung eines Entwurfs entstand, nach welchem die vornehmsten Offiziere die Armee in des Königs Interesse zu ziehen gesucht, und diesen um Erlaubniß gebeten haben sollten, nach London

marschiren zu dürfen, um das Parlament, dessen Freiheit, ihrem Vorgeben nach, bey den häufigen Tumulten in großer Gefahr wäre, zu beschützen. Um Furcht und Entsetzen allgemein zu verbreiten, unterschrieb das ganze Haus eine feierliche Protestation und gab völlig aus eigner Macht die Verordnung, daß die ganze Nation solle unterschreiben können, um sich dadurch zur Vertheidigung ihrer Religion und Freiheit verbindlich zu machen. Täglich wurde der Lärm größer. Hier sollten die Katholiken sich in großer Anzahl versammlet, dort Höhlen und Keller zu ihren geheimen Zusammenkünften gebraucht, und sogar den abentheuerlichen fürchterlichen Anschlag gefaßt haben, die Themse mit Pulver zu sprengen, um alle Puritaner in London zu ersäufen. Der von der gegenwärtigen Gefahr und von den noch weit fürchterlichern Dingen, die erst noch kommen sollten, erschreckte Pöbel wurde nun immer wüthender, und verlangte aufs heftigste des unglücklichen Straffords Verurtheilung. Der König wandte alles an, ihn zu retten, aber umsonst. Eben die Schaaren unsinnigen Pöbels, die vom Oberhause das Urtheil ertrotzt hatten, strömten nun auch unter

offenbaren Drohungen auf den Pallast von Whitehall los, um des Königs Zustimmung zu erzwingen. Aber alle Thränen seiner Gemahlinn und ihre Bitten, zur Verhütung größeren Unglücks der Gewalt nachzugeben, vermogten nichts über ihn, zumal Juxon ihm vorstellte: daß er nicht darein willigen müsse, wenn sein Herz es nicht billige. Als Strafford die Verlegenheit des Königs erfuhr, schrieb er an ihn und bat, sein unglückliches, obgleich schuldloses, Leben der öffentlichen Ruhe aufzuopfern. Karl der ohnedies keinen andern Ausweg sahe, glaubte wenigstens sein Gewissen einigermaßen zu sichern, wenn er nicht selbst, sondern nur durch Bevollmächtigte seine Zustimmung zu Straffords Verurtheilung gäbe: und diese hatten auch zugleich die Vollmacht, in die Akte zu willigen, die das Parlament zu einem immerwährenden Parlament machte.

Strafford mochte nicht geglaubt haben, daß der König in seinen Tod willigen werde; er schien also bey der Nachricht davon sehr verwundert und rief aus: „Verlaßt euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen!“ Erhaben über sein Schicksal, machte er indessen den Weg zum

Richtplatze, unter dem höhnenden Triumph seiner Feinde, mit der Würde der leidenden Unschuld. „Er fürchte nur," sagte er mit unbesiegbarem Muthe auf dem Blutgerüste: „es prophezeihe der vorseyenden Staats-Reformation nichts Gutes, daß man sie mit Vergießung unschuldigen Blutes anfange;" und als er eben seinen Kopf auf den Block legen wollte: „Ich danke dem Himmel, daß er mich den Tod ohne Schauder ansehn und nicht durch einen Augenblick des Schrekkens niedergeschlagen werden läßt; ich lege jezt mein Haupt so ruhig als jemals zum Schlaf nieder." So endigte unter der Hand des Nachrichters das Leben eines der größten Männer, die England hervorgebracht hat.

XIII.

General van der Mersch.

Johann Andreas van der Mersch wurde zu Menin in Flandern geboren. Schon seine jüngern Jahre widmete er dem Kriegsstande, und der siebenjährige Krieg war die Schule, worinn er die höhern Kriegswissenschaften studirte. — Daß er hierinn große Fortschritte machte, lehrt die Geschichte seines nachmaligen Lebens.

Van der Mersch diente anfänglich unter dem französischen Regiment la Mark als Freiwilliger, und wurde, da er sich bei mehrern Gelegenheiten auszeichnete, bald Offizier. In diesem Posten erwarb er sich nicht allein die Liebe seiner Untergebenen, sondern auch die Achtung seiner Vorgesetzten. Da man an ihm vorzügliche Kenntnisse bemerkte, so vertraute man ihm

nicht selten wichtige Detaschements an, ohne ihm, in Ansehung der Operation, einen Plan vorzuschreiben, wobey er sich denn immer mit vieler Klugheit und großem Muth benahm.

Ein Ohngefähr gab Gelegenheit, daß van der Mersch mit dem vortreflichen General von Wurmser bekannt wurde, dem er sein nachheriges Glück fast ganz zu verdanken hat. Wurmser nemlich, damals Brigadier bey Nassau Husaren, stand 1760 bey der französischen Armee in Westphalen, und hatte mit seinen Husaren einen Posten zu vertheidigen, wo er ganz in der Nähe die hessischen Jäger erblicken mußte, ohne sie, wie er gern wollte, aus Mangel an Fußvolk, vertreiben zu können. Eines Tags besuchte ihn der Obrist Wimpfen vom Regiment la Mark. Wurmser sprach mit ihm über diesen Mangel, zeigte ihm im Scherz einige Husaren, die er als Wachten zu Fuß ausgestellt hatte, und fragte ihn: Ob er nicht von seinem Regiment einen jungen Lieutenant mit einiger Mannschaft erhalten könne, um sich jener Nachbarn zu entledigen? Wimpfen versprach es, und schickte ihm des andern Tages den Lieutenant van der Mersch. Wurmser

bediente sich seiner sofort. Die hessischen Jäger wurden überfallen und verjagt; die Franzosen machten gute Beute, und van der Mersch zeigte sich bei diesem Scharmützel sowohl, als bey mehrern darauf folgenden, als einen Mann von Herz und Thätigkeit. Wurmser gewann ihn lieb, und brauchte ihn oft.

Das Regiment la Mark wurde bald darauf beordert, in die Gegend von Göttingen zu marschiren. Van der Mersch mußte zwar mit; aber Prinz Xaver, der bekanntermaßen damals befehligte, hatte schon Verschiedenes zu seinem Lobe gehört, und bediente sich deshalb seiner auf Märschen und kleinen Expeditionen, wo er ihm (wiewohl er nur noch Lieutenant war) zwey bis dreihundert Mann untergab. — Auch jezt war van der Mersch fast immer glücklich. Vom Weichen schien in seinem Wörterbuch nichts zu stehen; desto besser verstand er sich aufs Angreifen und Verfolgen. Nur den Fehler hatte er, daß er oft ohne gehörige Vorsicht verfuhr, auf Glück und Faust sich allzusehr verließ, und daher selten sich auf ungefähre Fälle deckte. Doch dafür mußte er auch einmal etwas hart büßen — Er hatte die ziemlich feste Stadt Einbeck über-

fallen, die feindliche Besatzung glücklich überwältigt, und eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen gemacht. Aber nun erlaubte er auch seiner Mannschaft, sich ein paar Stunden für die ausgestandne Mühseligkeit gütlich zu thun, und mogte vergessen haben, hinlängliche Wachen auszustellen. Die hessischen Truppen ohnweit davon erfuhren dies, und überfielen ihn jezt zur Vergeltung; er wehrte sich zwar mit seinem gewöhnlichen Feuer, aber die Uebermacht war zu groß. Seine meiste Mannschaft ward niedergehauen, er selbst erhielt eine gefährliche Schußwunde, die bey der Nase herein, und beim Ohre wieder hinausging, und gerieth in feindliche Gefangenschaft.

Als er bald darauf wieder ausgewechselt wurde, suchte er eifrig wieder unter Wurmsers Anführung zu kommen; und da dieser eben damals für Soubisen eine neue Legion errichtete, nahm er ihn willig an, und machte ihn zum Hauptmann. Hier, und zwar im Jahr 1761 gelang dem van der Mersch ein Streich, der vorzüglich der Aufbehaltung würdig scheint. Wurmser stand mit seiner Legion und mit noch mehrerer Mannschaft bey Luines an der Lippe.

Ihm gegenüber befand sich der Erbprinz von Braunschweig mit mehrern Regimentern, vorzüglich mit der Legion Britannique und hessischer Reiterei. Wurmser hatte einst beim Recognosciren einen feindlichen Posten wahrgenommen, dessen Aufhebung ihm leicht zu seyn schien, und trug dem van der Mersch auf, sie in der nächsten Nacht zu bewirken. Mit 64 Mann Infanterie und 12 Dragonern machte sich dieser zur gehörigen Zeit auf den Weg; doch dieser Weg war sehr schlimm, die Nacht sehr finster und an erfahrnen Wegweisern gebrach es ihm. Van der Mersch und sein kleiner Haufen verirrten sich; verfehlten den Posten, und kamen auf die ordentliche Landstraße. Diese führte grade auf Werla zu, an deren Mauern die Legion Britannique, nebst einigen hessischen Husaren, sich in guter Ruhe, keines Ueberfalls gewärtig, befand. Ihre meisten Habseligkeiten befanden sich auf einem Kirchhofe aufgeführt; fast alle ihre Offiziere waren im Städtchen. Van der Mersch, ob er gleich seinen Irrthum noch zeitig genug erkannte, entschloß sich dennoch zum Angriff; und jene, die in der Finsterniß nicht wußten, wie stark ihr Angreifer sey,

die ganz unvorbereitet und deshalb zwiefach bestürzt waren, ergaben sich glücklich. Van der Mersch erbeutete ein paar hundert Pferde, eine ansehnliche Menge von Gewehr, Kriegsvorrath und Equipage, auch ein Feldstück. Jezt hatte er wirklich des Guten allzuviel. Immer mußte er besorgen, daß man endlich seine Schwäche merken mögte; wie er die Beute und die Gefangenen zugleich fortbringen könne, sah er nicht wohl ein, auch hatte ihn der Vorfall bey Einbeck vielleicht etwas sorgsamer gemacht. Endlich schaffte er doch Rath, so gut er konnte. Die Beute an Geschütz, Gepäck und Pferden führte er mit dem größern Theil seines Haufens auf dem nächsten Wege zum Lager. Auf einem andern ließ er seinen Lieutenant mit vier Mann voraus marschiren; ihm folgten die entwaffneten Gefangenen, und abermals vier von van der Mersch Leuten mußten schließen. So überließ er sie ihrem guten Glücke.

Der größre Theil der Nacht war schon vorüber. Wurmser, der gar nicht begreifen konnte, warum sein ausgeschickter Hauptmann so lange ausbleibe? besorgte endlich, daß er vom Wege abgekommen und in einen Hinterhalt oder ins

Handgemenge gerathen sey. Er machte sich eben zum Ausrücken bereit, als er bey Tages-Anbruch den van der Mersch, mit seiner nun berittenen Mannschaft, und mit reichlichen Siegeszeichen zurückkommen sah. Ja, auch die ganze Legion Britannique hätte sich eben so richtig eingestellt, wenn nicht ein zweiter sonderbarer Zufall sie gerettet hätte. Jener Lieutenant nemlich, dem ganz gelassen der Trupp nachfolgte, kam, wie van der Mersch im Hinziehn, nur nicht eben so glücklich, vom Wege ab, und ins Gehölz. Ein Licht, das man von weiten sahe, zeigte ein Haus an; man richtete den Marsch dorthin, und als man ankam, war der Lieutenant so unvorsichtig, gerade hinein zu gehen, um einen Boten zu erzwingen. In dem Hause befanden sich einige hessische Husaren. Diese, als sie einen feindlichen Offizier hereintreten sahen, faßten ihn so unerwartet und so entschlossen, daß er sich genöthigt sahe, um Pardon zu bitten. Natürlich entstand darüber draußen ein Getümmel; die bisher so geduldig gewesenen Gefangenen besannen sich eines bessern, und griffen die vier vordersten Franzosen an; die vier hintersten waren noch so

glücklich sich zu retten, und diese Nachricht Wurmsern zu hinterbringen. Als der Lieutenant gefangen zum Erbprinzen von Braunschweig gebracht wurde, und dieser, über den erlittenen Verlust schon unwillig genug, ihn fragte: mit wie vieler Mannschaft und von wem die Legion angegriffen worden sey, auch wie stark man sie konvoyirt habe? hielt er die erste Antwort des Offiziers für eine offenbare Unwahrheit, und verwieß ihm seine vermeintliche Lüge auf's heftigste. Noch viel zorniger ward er aber, als er durch die Aussage der vier Gemeinen alles bestätigt fand. Er rückte so fort aus, um diese Beleidigung, wo möglich, zu rächen. Doch Wurmser, der das Feuer seines Gegners schon kannte, und sich eines Angriffs versah, hatte seine Maßregeln bereits getroffen. — Durch seine Unterstützung erhielt van der Mersch auch, zur Belohnung für diesen glücklichen Streich, am Ende des Feldzugs den Charakter eines Obristlieutnants.

Ein einziges Mal war Wurmser mit van der Mersch unzufrieden, und zwar in eben diesem Feldzug — Wurmser erhielt den Auftrag, an der Spitze von ohngefähr sechstausend

Mann, im Osnabrückschen Fourage einzutreiben, und zugleich soviel als möglich die Magazine zu vernichten, die der Prinz Ferdinand von Braunschweig schon für den nächsten Winter dort errichtet hatte. Wurmser vollzog seinen Auftrag mit äußerster Schnelligkeit, Klugheit und zugleich Menschenfreundlichkeit. Die Feinde erhielten zu ihrer großen Bestürzung eine Menge übler Nachrichten auf einmal; und da Wurmser eine große Anzahl Wagen bey sich hatte, und oft einen ansehnlichen Theil seines Fußvolks darauf sich setzen ließ, so machte er einige Märsche von fast unglaublicher Eil. Schon hatte er gethan, was ihm befohlen worden war; aber dieser thätige General dachte drauf, noch mehr zu thun, und entwarf den Plan, Bremen zu überfallen. Mit der größten Geheimhaltung nahm er seine Maßregeln; weder sein Heer, noch seine Offiziere wußten, wohin es eigentlich gehe; erst einige Meilen davon merkten sie ihre Bestimmung. Sie waren bereits in Kloppenborg. Das ganze französische Korps hielt da Nachtruhe, als eine Patrouille, die vom Schloß Herzberg kam, einen blinden Lermen erregte. Die Soldaten faßten sich zwar sogleich wieder;

doch das Fuhrwerksgesindel ließ seine Wagen zurück, und nahm größtentheils mit den Pferden die Flucht; kaum 150 blieben zurück. Dieser Streich war Wurmsern zwar verdrüßlich genug, doch seinen Plan gab er darum noch nicht auf. Er setzte seinen Marsch des andern Tags fort, und kam bis auf die letzte Stazion vor Bremen, Wildhusen genannt. Hier mußte er seine sehr ermüdeten Truppen einige Erfrischungen nehmen lassen, und da es sich traf, daß eben der Postwagen nach Bremen abgehen sollte, ließ er diesen vorausfahren, und ihm mußten die noch übrigen Wagen, auf welche er den van der Mersch mit den Jägern und einigen andern Truppen setzte, nachfahren. Nachmittags um 3 Uhr brach er auf, und war gegen 10 Uhr ohnweit der Stadt. Er hatte seinen Leuten scharf anbefohlen, keinen unnöthigen Lermen zu machen, immer hinter den Postwagen zu bleiben, ihn zu rechter Zeit blasen zu lassen, dann, wenn er ins Thor komme, hinabzuspringen, sich der Zugbrücke zu bemächtigen, und die Wache entweder über den Haufen zu werfen, oder so lange zu beschäftigen, bis er mit der ganzen Macht da sey. Alles wäre auch eben so glücklich gegangen,

als es weislich entworfen war, wenn — nicht ein unberechneter kleiner Umstand in den Weg gekommen wäre. Wurmser war in der Gegend von Bremen ganz unbekannt, und hatte auch keine genaue Karte davon. Daß es ungefähr eine halbe Viertelmeile von der Stadt einen elenden Schlagbaum und ein Wachthaus voll Soldaten gäbe, war ihm unbewußt. Das Schlimmste aber war, daß van der Mersch und einige von den Vordersten, durch lange Anstrengung ermüdet, eingeschlafen waren. Jezt blies der Postillion beim Schlagbaum, die Wache aber, sey es nun, weil es schon so späte war, oder weil sie viele Wagen zugleich fahren hörte, wollte nicht sofort aufmachen. Es kam zu einem kleinen Wortwechsel; van der Merschens Leute glaubten schon am Thor vor Bremen sich zu befinden; und statt gelassen Postillion und Schildwache ihre Sache abthun zu lassen, sprangen einige herab, und wollten den Schlagbaum aufhauen. Darüber ward Lermen, die Soldaten merkten Unrath, und flohen in die Stadt. Es geschahen einige Schüsse, und binnen wenig Minuten war ganz Bremen in den entsetzlichsten Aufruhr. Man hatte sich

auf zehn Meilen in die Runde herum keines Feindes versehen, jezt hörte man, daß er vor den Thoren sey, und schloß sie daher so schnell als möglich. Was nur Waffen tragen konnte, ward zur Vertheidigung aufgeboten. Wurmser, der nichts weniger als mit Geschütz versehen war, und der gar wohl wußte, daß einige Meilen davon der Erbprinz von Braunschweig mit einer ansehnlichen Uebermacht stehe, zog sich wieder zurück. Aber er zürnte mit Grund auf van der Mersch und seine Leute, die bey etwas mehrerer Vorsicht, gleichsam mit Extrapost in Bremen hineingefahren wären.

Im Jahr 1762 errichtete Wurmser eine eigene Legion, und van der Mersch blieb bey Soubise. Vierzehn Wunden, worunter fünf Kopfwunden waren, erhielt er während des siebenjährigen Krieges, aber binnen viertehalb Jahren stieg er auch bis zum Obristlieutenant der Kavallerie empor. In seiner Jugend war er ein schöner Mann, lang gewachsen, hatte feurige dunkle Augen, eine schön geformte Nase, und einen etwas aufgeworfenen Mund. Die Wunde aber, die er zu Einbeck erhielt, verunstaltete sein Ansehen etwas, denn nicht nur bey der

Nase blieb eine tiefe Narbe, sondern auch bey dem Ohre, wo die Kugel herausgegangen war, eine Art von nässender Oeffnung zurück. Im Gespräch war er nach den Sitten seines Landes fröhlich und jovialisch. Er fluchte zu Zeiten stärker als nöthig war, aber sein Herz galt immer für brav und ohne Falsch.

Im Jahre 1777 nöthigten van der Mersch gewisse Uneinigkeiten mit seinem Obersten Vorchemont, die französischen Dienste zu verlassen. Durch die Vermittlung des General Wurmser kam er in östereichische Dienste, und wurde bey dem damaligen Kriege in Schlesien als Obristlieutnant angestellt. Die Generale Wurmser, Kinsky und Terzky brauchten ihn zu wichtigen Expeditionen, wobey er immer Klugheit und Tapferkeit zeigte. Sein Rückzug bey Wartha war sehr ehrenvoll für ihn; General Wunsch verfolgte ihn 12 ganzer Stunden mit dem größten Theile seiner Truppen, und van der Mersch entwischte ihm doch glücklich. Joseph der II. machte ihn, nach bald geendigtem Kriege, wegen seiner Verdienste zum Obersten, mit der Erlaubniß, in die Niederlande zurückkehren zu dürfen, wo er auch ruhig auf seinen

Gütern lebte, bis Vaterlandsliebe seinen kriegerischen Geist aufs neue weckte.

Bey dem letztern Türkenkriege bot van der Mersch dem Kaiser abermals seine Dienste an, die aber — der Himmel weiß warum! — zu Oestreichs großem Nachtheil nicht angenommen wurden. Dies war nun wohl ein Grund mit, warum er den 6ten October 1789 bey den Unruhen in den Niederlanden sich an die Spitze der Insurgenten stellte. Mit seinen zusammengerafften, nicht einmal durchgehends bewaffneten Truppen, machte er die vortrefflichsten Dispositionen, und sein Sieg über den General Schröder bey Thornhut zeugt von seiner großen Kriegserfahrenheit; dieser Sieg machte ihn aber auch zum Generallieutnant und zum Idol der Niederländer. Wären van der Merschens Plane befolgt, und seine Rathschläge angenommen worden, so hätten die Sachen warlich eine andre Wendung genommen.

Als Kaiser Leopold, gleich nach dem Tode seines Bruders Joseph des Zweyten, den Belgischen Ständen annehmliche Vorschläge thun ließ, so rieth van der Mersch zu Annahme derselben. „Greift zu!“ sagte er freimüthig,

„Jezt

„Jezt bietet man euch Gold, wer weiß ob ihr späterhin auch nur Kupfer erhalten werdet. Noch sind die Finanzen nicht zerrüttet, die ganze Revolution hat ungefähr zwey Millionen Gulden gekostet, und noch ist nicht viel Blut geflossen; man gewinnt jezt durch Annahme dieser Vorschläge viel Glück, mit wenig Mühe.“

Allein die Stände fanden auf Zurathen des van der Noot und Eupen für gut, auf diese Vorschläge nicht einmal zu antworten, und van der Mersch verdiente sich durch seinen treuen gutgemeinten Rath den Namen eines — Verräthers.

Bey allen Bemühungen für das Wohl der Nation, bey allen vortrefflichen unverkennbaren Diensten, die er den Niederländern geleistet hatte und noch täglich leistete, brachten es dennoch seine Feinde, denen er zu gefährlich werden zu wollen schien, endlich dahin, daß er vom Congreß zu Brüssel vorgefodert wurde, um sich über verschiedene ihm zur Last gelegte Punkte zu verantworten.

Van der Mersch erhielt nicht sobald die Vorladung, als er auch schon unverweilt, mit seiner Gemahlinn, seinem Freunde de Broux und seinem Adjudanten, nach Brüssel reisete, woselbst er den 8ten April 1790, völlig ruhig wegen der Zukunft, anlangte. Er präsentirte sich sogleich dem Congresse, und eine zahlreiche Deputation kam ihm zum Empfange entgegen.

Hier bin ich, sagte van der Mersch mit edler Freimüthigkeit, wie es die Congreßdeputirten verlangten. Ich komme aus völlig freyem Entschluß, wegen schändlicher Anklagen mich zu rechtfertigen, und der Nation meinen Kopf zum Pfand meiner Treue anzubieten. Bin ich schuldig, so soll mein Kopf fallen; kann man mich nicht überweisen, so erwarte ich aber auch die lauteste Genugthuung. Als man ihm hierauf antwortete, der Congreß werde seine Sache untersuchen lassen, so fiel er ein: die können nicht meine Richter seyn, die sich offenbar zu meinen Anklägern aufgeworfen haben. Wir sind weder Ihre Ankläger, erhielt er zur Antwort, noch glauben wir Sie schuldig; aber

wir mußten dem Wunsche des Volks nachgeben. Und Sie verlangen denn also ein Kriegsgericht? Nein, erwiederte van der Mersch, vor ein Kriegsgericht gehört meine Sache gar nicht. Der Congreß klagt mich der Verrätherey an, und als Chef der Belgischen Armee bin ich — Mann der Nation. Auf die Nation berufe ich mich; sie hat das Recht, mich zu richten. Ueber das Wort Nation schien es eben zum heftigen Wortwechsel kommen zu wollen, als der Baron von Hove das Wort nahm, und sagte: In allen Fällen, wo ein Offizier angeklagt wird, ist immer Arrest das erste; der Congreß bietet Ihnen also sein Versammlungshaus zum Orte an, wo Sie bleiben. Van der Mersch wünschte im Hause seines Freundes, des Kanonikus de Broux, zu bleiben; die Bitte wurde zwar so gleich erfüllt, aber man ließ ihn nur fünf Tage lang in Brüssel.

Seine Feinde glaubten (und zwar wohl mit Recht) fürchten zu müssen, daß es in Brüssel eine für sie sehr nachtheilige Sensation unter dem Volke machen werde, wenn man den, den man zuerst als den Retter des Vaterlandes ver-

ehrt hatte, als einen Verbrecher behandelt sehen würde, und deswegen war man mit seinem Transporte nach Antwerpen so eilig. Vom 14ten April bis zum 10ten November saß der unglückliche Mann auf der Zitadelle zu Antwerpen, ihm wurde bald dieses bald jenes Tribunal, von dem er sich richten lassen mögte, vorgeschlagen, und diese Vorschläge waren öfters von der Art, als ob man Spott mit ihm zu treiben, oder Zeit zu gewinnen suchte, nie aber konnte er Richter erhalten, welche er als rechtmäßige anerkannte. Während dieser sieben Monate, da er, ohne Urtheil und Recht erhalten zu können, gefangen gehalten wurde, war sein Leben in beständiger Gefahr. Da man indessen die Wuth des Pöbels mit Recht fürchten mußte, und der Congreß wohl fühlte, wie leicht eine solche Volksgährung bis zu einer Höhe steigen könnte, wobey seine eigene Sicherheit in Gefahr käme, so befahl er, daß van der Mersch nach Löwen zu den Alexianern transportirt werden sollte. Hier wurde nun der Chef der ganzen belgischen Armee in ein Haus gebracht, welches sonst nur der Verwahrungsort für Verrückte, Verschwender und Taugenichtse war, und man

sperrte ihn mit seiner Frau, seinem Sohn und einem Kammermädchen in ein Zimmer. Bald aber rückte der Erlösungstag heran. Der 21ste November war der Tag der Rückkehr zum Gehorsam, den Leopold der Gütige in seinem Manifeste festgesetzt hatte, und van der Mersch erhielt endlich, nachdem er sich jedoch noch einmal von Löwen nach Tournay hatte schleppen lassen müssen, am 2ten December 1790 seine Freiheit.

XIV.

Kurze Lebensgeschichte Mohämeds *).

Schwerlich wird man in der Geschichte einen Mann finden, dem es, wenigstens im Fortgange seiner Unternehmungen, so sehr glückte, alle seine Absichten, sie mogten abzwecken, worauf sie wollten, durchzusetzen; der so sehr, in der Geschwindigkeit, in dem Maaße auf ganze Nationen gewürkt hätte; dessen oft ganz abentheuerliche, aberwitzige und ungereimte Einfälle, Vorsätze und Unternehmungen von solchen außerordentlichen und ausgebreiteten Folgen, so wohl

*) Größtentheils nach dem englischen Werke: The Koran commonly called the Alcoran of Mohammed, translated into the English immediatly from the Arabic, etc. by George Sale.

für seine Zeitgenossen, als noch mehr für die Nachwelt gewesen wären; — schwerlich einen, welcher sich der Zeitumstände so geschickt zur Ausführung seiner Absichten zu bedienen gewußt hätte, und so ganz vom Glücke wäre begünstigt worden, als Mohämed.

Jene blutigen fürchterlichen Kriege, welche uns die arabische und osmanische Geschichte darstellt, waren zum Theil Folge der Religionsprincipien dieses außerordentlichen Mannes; zu jenen berühmten Feldzügen gegen den sogenannten Erbfeind des christlichen Namens, die uns unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt sind, und durch welche viele europäische Reiche eine Totalrevolution erlitten, legten unstreitig Mohämeds Unternehmungen durch seine bewirkte Vereinigung der arabischen Nationen schon den Grund, gaben seine Verordnungen, vorzüglich die, daß seine Religion mit Gewalt der Waffen ausgebreitet werden müsse, Veranlassung. Ohne ihn würde sich vielleicht nie eine solche Religionswuth auf dem Erdboden verbreitet haben, da Christen gegen Mohämedaner und diese gegen jene mehrere Jahrhunderte hindurch in majorem Dei gloriam auf die fürchter-

lichste Weise tobten, in Kriegen und Verfolgungen, wo man beinahe ohne alles menschliche Gefühl der Kinder und Säuglinge nicht achtete und schonte; nicht auf das Jammern und Wehklagen des Gatten, des Vaters und der Mutter hörte; nicht auf die Nachwelt dachte, welche durch dieses Wüthen, Rauben und Plündern so manches Bürgers, so vieler Schätze beraubt ward; ob man gleich, wenn man die Sache von einer lichtern Seite betrachtet, nicht in Abrede seyn kann, daß die Welt eben diesem merkwürdigen Manne sehr wichtige Vortheile verdankt. Denn es leidet keinen Zweifel, daß durch Mohämed und sein Buch, den Koran, auf dem größten Theile der Erde die Abgötterei gestürzt und die Bekennung und Verehrung des wahren Gottes eingeführet worden ist. Unter Millionen Menschen sind dadurch alle jene mannichfaltigen Plagen und fürchterlichen Greuel, die mit dem Götzendienste fast unzertrennbar verbunden sind, und es in dem Vaterlande Mohämeds in einem sehr hohen Grade waren — die Araber waren unter andern gewohnt, ihre Kinder, wenn sie ihnen nicht gefielen, umzubringen — aus dem Wege geräumt, und an ihre Stelle

tausendfache Wohlthaten einer bessern Religion eingeführt worden. Man rechnet unter den eilfhundert Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen sollen, der Bekenner des mohamedanischen Glaubens, folglich derer, welche den wahren Gott anbeten, und so manche andere vortreffliche Wahrheiten einer reinern Religion kennen, auf sechshundert Millionen.

Die obige Behauptung: es sei Mohåmed nicht schwer geworden, seine Absichten zu erreichen, das Glück habe ihn auf's äußerste begünstigt, wird durch das Folgende bestätigt werden. Unter der Maske eines Gesandten Gottes, Propheten und Lehrers der, wie er sich ausdrückt, a) „einzigen, wahren und alten Religion, die von Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und allen Propheten bekennet worden," tritt der schlaue Araber auf. (Aus dem Verfolg der Geschichte mag der Leser selbst bestimmen, ob ich ihn nach den meisten neuern Geschichtschreibern, dem Herbelot, Prideaux, Guthrie und andern, einen Schwärmer (wofür ihn auch Sale hält) oder Betrüger nennen, oder von beiden lossprel-

a) Koran, Kap. 2.

chen, oder gar mit einem ganz neuern Schriftsteller (Herrn D. Leß) für einen rechtschaffnen Mann erklären soll.) Nicht gar lange, und er erscheint als Feldherr, als unumschränkter freier Souverän an der Spitze eines furchtbaren Heeres; und mit den Waffen in der Hand breitet er seine neue Religion, und damit auch seine Besitzungen, gegen Osten und Westen, Süden und Norden mit einem Erfolge aus, der alles in Erstaunen setzte. Er ward dadurch der Stifter eines Reiches, welches durch wenige Reiche der Welt an Größe erreicht ward; denn seine Nachfolger Abubekr, Omar, Othman u. s. w. verfolgten, von dem glänzendsten Glücke begleitet, die ihnen vorgezeichnete Laufbahn, und erweiterten die Gränzen des arabischen Reichs bis zu einem Umfange, den selbst das römische in seinem schönsten Flor nicht hatte.

Wichtig und lehrreich ist das Leben eines solchen Mannes; es bietet dem Beobachter bei seinen Nachforschungen den reichsten Stoff zur Menschen- und Völkerkenntniß dar. —

Was man aber beinahe von einem jeden Studium irgend einer merkwürdigen schriftlich

aufbewahrten Geschichte, insbesondre aus dem Alterthum, sagen kann, daß nemlich die Quellen, aus denen man schöpft, sehr oft ganz von einander abweichen, das gilt in vorzüglich hohem Grade von den Schriftstellern, welche über Mohämed geschrieben haben.

Einige zum Beispiel lassen ihn in einem armseligen, niedrigen und elenden Zustande gebohren werden, lassen ihn bis zu seinen männlichen Jahren mit den mannichfaltigsten Widerwärtigkeiten kämpfen, um auch nur seinen nothdürftigen Unterhalt zu finden; andere hingegen — und ich glaube, sie haben das Recht auf ihrer Seite — geben ihm eine hohe Geburt aus einem sehr angesehenen Stamme und einer der vornehmsten Familien seines Vaterlandes, und lassen ihn nachher durch die ungerechten Anmaßungen seiner Verwandten in die Nothwendigkeit kommen, sich der Handlung zu widmen und da sein Glück zu versuchen; noch andere heben auch diesen letztern Umstand auf und lassen ihn bloß die Karavanen der reichen Dame, welche wir späterhin als seine Gemahlinn werden kennen lernen, anführen und glauben, „daß aus diesem Umstande das

Mährchen, als sei er Handlungsdiener gewesen," entstanden sei.

Der Engländer George Sale gehöret, nach der Behauptung einiger Männer, welche im Stande waren, die vielen Geschichtsschreiber Mohämeds sorgfältiger zu untersuchen und deren Name allein schon Bürge genug für die Gültigkeit ihres Urtheils ist b), unter die vorzüglichsten Schriftsteller über Mohämeds Leben. Er liefert in dem oben angeführten Werke, und zwar in der Einleitung, eine kurze Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes. In Ansehung der ersten Kinderjahre desselben stimmt er mit denen überein, welche sie ihn in einem ärmlichen Zustande verleben lassen; denn er sagt ausdrücklich: „Sein Vater Abdallah hinterließ bei seinem frühen Tode seine Wittwe und seinen jungen Sohn, unsern Mohämed, in sehr dürftigen Umständen, weil sein ganzes Vermögen nur in fünf Kameelen und einer Sklavinn

b) Mosheim: Hist. eccles. maj. S. 260, Herr C. R. Leß: Ueber die Religion, ihre Geschichte ꝛc. ꝛc. S. 440 und Herr Lüdeke: Beschreibung des türkischen Reichs, Artikel Mahomed.

bestand." Er führt Abulfeda's (Fürst zu Hamat in Syrien im 14ten Jahrhundert) Leben Mohämeds zu seinem Gewährsmann an und dieser Voraussetzung gemäß fährt er in dessen Lebensgeschichte fort, bis an den Zeitpunkt, da er ihn im Hause der edlen und reichen Wittwe Chadischah auftreten läßt. In den Nachrichten andrer Schriftsteller von Wichtigkeit z. B. des Peter Bursinello c), des Herbelot d) u. s. w. welcher ich mich bei dieser kurzen Geschichte Mohämeds mit bedienet habe, findet man hier eine merkliche Abweichung, so übereinstimmend sie auch mit Sale in den meisten andern Stücken sind.

Worinn alle übereinstimmen, ist, daß Arabien, welches wir wegen seiner Fruchtbarkeit das glückliche nennen, sein Vaterland und

c) Er war mehrere Jahre venetianischer Gesandter am türkischen Hofe und starb 1768 in seinem Vaterlande. Sein Buch, welches er dem damaligen Doge von Venedig zueignete, heißt in der deutschen Uebersetzung: Historische Nachrichten von der osmanischen Monarchie.

d) in seiner Bibliotheque orientale.

die darinn gelegene Stadt Mekka sein Geburtsort war. Das Jahr seiner Geburt soll das 571ste der christlichen Zeitrechnung seyn. — Das ganze Land war zu seiner Zeit, wie noch izt, von Völkerschaften bewohnt, welche in verschiedene Republiken, die sie Stämme nannten, getheilt waren. Ein jeder Stamm hatte den Aeltesten und Angesehensten von einer der vornehmsten Familien zu seinem Oberhaupte. Der Stamm, zu welchem Mohämed gehörte, hieß Koreisch; man schätzte ihn für einen der ältesten und berühmtesten in Arabien, und seine vornehmste Familie hieß Haschem. Sein Oberhaupt war Aebdal-Mothleb oder Motalleb und dessen erstgebohrner Sohn Abdallah, Mohämeds Vater. Haschems Geschlechtsregister führen die Araber bis zum Ismael, Abrahams Sohn, hinauf. Diese Familie wohnte an den Küsten des rothen Meeres und Motalleb, Mohämeds Großvater, war Aufseher und Priester in der Kaaba oder dem Tempel zu Mekka, wo man die Götzenbilder des Landes anbetete e). Er war als Haupt des Stammes,

e) Die vier verschiedenen Religionen in Arabien waren damals, 1) der Sabäismus, oder die

Fürst über das dazu gehörige Gebiet und führte in dieser Eigenschaft Kriege wider benachbarte, gar nicht unbedeutende Völker. Beweis genug, daß Mohämeds Abstammung keineswegs aus der niedrigsten Volksklasse herzuleiten sei.

Mohämed war noch sehr jung, als sein Vater starb; sein Großvater sahe sich also verbunden, für seinen Enkel Sorge zu tragen und diese Pflicht erfüllte er nicht nur selbst, sondern befahl bei seinem Absterben ein Gleiches seinem Sohn Abutaleb. Dieser glaubte dadurch am besten für seinen Neffen zu sorgen, wenn er ihn zur Handlung anführte. Er nahm ihn zu dem

Verehrung der Gestirne. Die Anhänger dieser Lehre, welches die herrschende war, kannten zwar den höchsten Gott, aber sie beteten neben ihm auch die Sonne, den Mond, die Planeten, den Sirius und andre Gestirne an; 2) die Religion der Magier, oder die Feuerverehrung; diese nahm mit den Persern und Indiern zwei Grundwesen an, ein böses neben dem guten; 3) die Religion der Juden und 4) die Religion der Christen, die aber ihre Religion durch Aberglauben und Irrthümer zerrütteten und durch ihr abscheuliches Leben schändeten. S. Leß S. 443. ff.

Ende schon in seinem dreizehnten Jahre mit nach Syrien und empfahl ihn nachher der Chadischah, einer reichen Dame in Mekka, welche eine sehr ansehnliche Handlung nach Syrien trieb. — So erzählt Sale. Nach andern ward der junge Mohämed durch einen seiner neun Oheime der ihm vermöge seiner Geburt zukommenden großen Vorzüge und Rechte auf die Regierung ungerechter Weise beraubt und dadurch zu der Lebensart, die er ergriff, gleichsam gezwungen.

Er erwarb sich bald die ganze Zufriedenheit der Chadischah. Seine nützlichen Dienste, seine große Geschicklichkeit, seine mit allen Reizen einer schönen Bildung ausgeschmückte Person, sein einnehmendes, freundliches und gefälliges Betragen wirkten nach und nach so sehr auf das Herz seiner Gebieterinn, daß sie sich entschloß, mit ihm in eine nähere Verbindung zu treten. Sie schenkte ihm ihre Hand, und machte ihn dadurch zum Besitzer eines sehr großen Reichthums und zu einem der angesehensten Männer seiner Vaterstadt. Diese unerwartete glückliche Veränderung seines Zustandes trug sich in seinem dreißigsten Jahre zu.

Ein

Ein Glück für Mohämed war es, sagen hier einige Geschichtschreiber, daß er den scharfsichtigen Augen seiner Gebieterinn einen unangenehmen Umstand zu verbergen gewußt hatte, der in ihren Augen leicht alle seine übrigen Vorzüge verschwinden gemacht haben könnte, nemlich die epileptischen Zufälle, von welchen er nicht selten heimgesucht wurde. Er war schlau genug, sich, so bald er ihre Ankunft witterte, zu entfernen, und dann vorzugeben, er bringe diese Zeit in einsamen Andachtsübungen zu.

Sein Reichthum machte seinen Ehrgeiz rege und er faßte nun den Entschluß, eine neue, oder wie er sich ausdrückte, die einzige wahre und alte Religion, durch Vertilgung der groben Abgötterei seiner Landsleute, durch Ausrottung der Verderbnisse und des Aberglaubens, welche die Juden und Christen in ihre Religion eingeführet hatten, und durch Zurückbringung derselben zu ihrer ersten ursprünglichen Reinigkeit, welche zuförderst in der Anbetung des einigen und einzigen wahren Gottes bestände, wieder fortzupflanzen. — Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte er schon lange vorher den ersten Gedanken dazu gehabt und seinen ganzen Plan viel

und oftmals überdacht haben. In seinen früheren Jahren hatte er vielen Umgang mit Christen f) und Juden, auch auf seinen häufigen Reisen hatte er mit den Christen in Aegypten ꝛc. ꝛc. und den Juden in Palästina genauere Bekanntschaft gemacht und sich hiedurch eine ziemliche Kenntniß ihrer Religion und kirchlichen Verfassung erworben, (das ganze Gerüst

f) Ein Christ von der Parthei der Arianer, oder Sabellianer, der in vielen Stücken der Religion aufgeklärt war, und in andern Irrthümer hegte, machte den Muhammed mit den damals unter den Christen herrschenden Irrthümern und Aberglauben, aber auch mit vielen großen Wahrheiten dieser Religion bekannt. Muhammed nahm vieles davon an. Aber als einem Manne ohne Kultur, und als einem Wollüstlinge gefielen ihm in andern Stücken die krassen, kindischen und fleischlichen Fabeln der Rabbinen besser. Und so entstand nun — eine Komposition von vielen reinen Lehren der Bibel, und des Christenthums insbesondre, gemischt mit manchen unschuldigen Gebräuchen seiner väterlichen Religion, aber auch mit vielen wollüstigen Vorstellungen und krassen Irrthümern der Rabbinen und falschen Christen. S. Leß S. 466. 467.

von seinem Lehrgebäude ist bekanntlich aus den Schriften des alten und neuen Testaments und aus den Sagen der Rabbinen entlehnt), wovon er freilich nach der damaligen traurigen Lage der Sachen nichts weniger als vortheilhafte Begriffe erhalten mußte. Bei seinem natürlichen großen Scharfsinn konnte ihm die Bemerkung nicht entgehen: wie außerordentlich wirksam ein blinder Religionseifer, mit irgend einer andern Angelegenheit in Verbindung gesezt, für den, welcher ein Volk auf eine geschickte Art in eine solche Stimmung zu versetzen weiß, werden kann. Er schloß vielleicht hieraus auf die mannichfaltigen großen Wirkungen, welche auch er sich von seinen Unternehmungen versprechen könnte, falls er so glücklich seyn sollte, einen Theil seiner Landsleute, deren große Empfänglichkeit für alles, was wunderbar und neu war, deren großen Hang zu Erzählungen und Sagen er längst bemerkt hatte, auf eine ähnliche Weise in sein Interesse zu ziehen. Mit diesem Gedanken beschäftigte er sich Tag und Nacht und keine Ueberlegung war jezt für ihn wichtiger und angelegentlicher, als wie er es wohl am geschicktesten, auch mit dem

wahrscheinlichstglücklichen Erfolge anzufangen habe, um sich auf den Thorheiten und Verblendungen des menschlichen Herzens und Verstandes einen Thron zu errichten; ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß bei ihm auch das wahre Beste seiner Landsleute in Betracht kam.

Die damaligen Zeitumstände hätten für seinen Plan nicht günstiger seyn können. Seine Landsleute waren in ihrem Götzendienste gleichgültig, kaltsinnig und nachlässig geworden und ihre Grundsätze in Religionsangelegenheiten gränzten an Atheisterei. Die Christen sah er in viele Partheien getheilt, die einander mit rasender Wuth zur Ehre Gottes verfolgten, und ihrem gemeinschaftlichen Hasse noch oben drein die armen Juden aufopferten, welche sich denn vermöge des Vergeltungsrechts ähnliche Grausamkeiten gegen ihre unbarmherzigen Gegner erlaubten. Kurz, was weder Alexander, noch Rom hatten vollenden können — denn bis dahin waren die Araber noch immer ein politisch-freies Volk geblieben — das bewerkstelligte Mohämed durch religiöse Bethörung und durch den außerordentlichsten und sonderbarsten Betrug, der jemals ist gespielt worden.

„Ob sein ganzes Unternehmen, sagt Sale, die Folge einer verrückten Einbildungskraft oder Schwärmerei, oder nur Mittel, sich in Besitz der höchsten Gewalt und Oberherrschaft seines Landes zu setzen, gewesen sei, will ich nicht bestimmen. Das letztere ist die Meinung der Christen, welche Ehrgeiz und Verlangen nach Befriedigung seiner Lüste als die Triebfedern seines Unternehmens ansehen. Es mag seyn. Indessen waren seine ersten Absichten wohl nicht so eigennützig. Sein Vorsatz, die heidnischen Araber zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen, war gewiß edel und rühmlich; denn ich kann mit Prideaux nicht einerlei Meinung seyn, wenn er sagt, er habe die Nation bewogen, ihre Abgötterei mit einer andern Religion, die eben so schlimm sey als diese Abgötterei selbst, zu vertauschen. Mohämed war ohne Zweifel in seinem Gewissen von der Wahrheit des Hauptsatzes seiner einzuführenden Religion, nemlich der Einheit Gottes, völlig überzeugt, und dieses war es, was er zum Hauptgegenstande seiner Religionslehren machte, da seine übrigen Lehren und Veranstaltungen mehr zufällig und unvermeidlich, als vorbedacht und

ausdrücklich beschlossen waren. Er hielt es für verdienstlich, die Menschen aus ihrem Irrthume zu reißen.“ Sale hält ferner den Nachtheil, welchen Mohämed dem Christenthume verursachte, mehr für eine Folge seiner Unwissenheit, als seiner Bosheit: „denn sein größtes Unglück war, fährt er fort, daß er keine gründliche Kenntniß von der ursprünglich reinen Lehre der christlichen Religion besaß; daher muß man sich nicht wundern, daß er zu weit ging und alles abschaffen und gänzlich umstoßen wollte, was nur einer Verbesserung bedurft hätte. Er mogte ein heftiges Verlangen haben, für etwas außerordentliches zu gelten und daher gab er sich für einen von Gott gesandten Propheten aus. Weiter ging sein Ehrgeiz anfangs wohl nicht und wenn ihn nicht seine Mitbürger verjagt hätten, so wäre er eine Privatperson geblieben, (aber mich dünkt, eben deswegen, weil sie sahen, daß er dies nicht bleiben wollte, und weil er ihre und ihrer Väter Religion so heftig angriff, verfolgten sie ihn) und mit der, seinem prophetischen Amte gebührenden Verehrung und Hochachtung zufrieden gewesen. Da er sich aber an der Spitze einer kleinen Armee sahe, und durch den

glücklichen Fortgang seiner Waffen größere Anreizung bekam, so verfiel er auf Unternehmungen, auf welche er vorher gewiß nie gedacht hatte."

So gelinde beurtheilen wohl wenige christliche Schriftsteller den Stifter der mohämedanischen Religion. Ich bin von der Wahrheit der von ihm behaupteten Lehre, daß nur Ein Gott sei, und des durch sie unter so vielen Millionen Menschen bewirkten wohlthätigen Sturzes der Abgötterei sowohl, als auch davon überzeugt, daß man besonders, wenn es auf Beurtheilung des Charakters eines Mannes ankömmt, der von den meisten Christen ungerechterweise lange unter die größten Scheusale, welche die Erde je getragen haben sollte, gezählet wurde, sehr behutsam seyn und immerhin lieber den gelinderen Urtheilen über ihn beitreten müsse; aber sollte wohl nicht der ehrliche Engländer ihn zu gelinde, zu gutmüthig behandeln? Es ist doch, nach vielen nicht zu verwerfenden Quellen zu urtheilen, sehr wahrscheinlich, daß er die Behauptung des Grundsatzes: es ist nur ein Gott, und die Annahme mehrerer Lehrsätze aus der christlichen und jüdischen Religion, auch die Beibehaltung vieler orientalischen Gebräuche

und religiösen Gewohnheiten vorzüglich nur als das beste und glücklichste Mittel ansahe, so mancherlei Religionsverwandte unter sich, und zur Erreichung seines Zweckes zu vereinigen; und daß er sich des Namens eines Gesandten und Propheten Gottes deswegen bediente, um seinen Behauptungen und seiner Lehre einen desto größern Nachdruck zu geben. Beides zusammen genommen aber mußte ihm, wie mich dünkt, dazu dienen, seine Endabsicht, die wenigstens später auf nichts geringeres, als auf den Besitz der höchsten Würde im Staate und eines damit verknüpften uneingeschränkten Wohllebens abzielte, zu befördern.

Mohämed ward, wie es den meisten Arabern g) und überhaupt den Morgenländern eigen ist, von leidenschaftlicher Liebe gegen das andre Geschlecht beherrscht. Diesen Umstand verhehlte er auch gar nicht, sondern der Wollüstling behauptete noch oben drein, als Prophet von Gott die besondre Erlaubniß erhalten zu haben, sich so viele Weiber halten zu können, als ihm beliebte. Er nutzte auch diese angebliche Erlaubniß in einem so hohen Grade,

g) S. Ammian. Marcellin. L. 14. C. 4.

daß er nicht weniger als ein und zwanzig Frauen hatte, obgleich das von ihm selbst gegebne Gesetz nur viere gestattete. Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche ihm dieses Punktes wegen heftige Vorwürfe gemacht haben; sie hätten ihn aber nicht nach unsern, sondern nach den Sitten des Orients, wo Vielweiberei gewöhnlich ist, beurtheilen sollen. — Die Nachrichten des Ans Ben Maleck sagen uns, „daß er sich vier Vorzüge vor andern Menschen gerühmet habe, nemlich, sie an Muth, Freigebigkeit, Stärke in der Faust und Kraft im Ehestande zu übertreffen.“

Es fehlte Mohámed keine der persönlichen Eigenschaften, welche zur Ausführung eines solchen Unternehmens, als er im Sinn hatte, erforderlich sind. Freilich würde man sich sehr irren, wenn man ohne weitere Umstände den Schriftstellern seiner Religion folgen wollte, die in ihren Schilderungen und den Lobeserhebungen von ihm ganz ausschweifend sind. Sie wissen nicht Worte genug zu finden, seine Gerechtigkeit, Freigebigkeit, Wahrhaftigkeit, Gütigkeit, Demuth und Enthaltsamkeit (?) recht anschaulich zu beschreiben. Gott bot ihm,

sagt Bockhari h) die Schlüssel zu den Schätzen der Erde dar; er wollte sie aber nicht annehmen. Wenn aber auch alle diese Schilderungen nicht von Uebertreibungen frei sind, — und das ist außer Zweifel — so bleibt doch ausgemacht gewiß, daß Mohämed für einen unter den damaligen Arabern erzogenen und aufgewachsenen Menschen, immer noch ein ziemlich gesitteter und aufgeklärter Mann, und keinesweges in dem Grade ein roher Bösewicht war, als ihn viele intolerante christliche Schriftsteller schildern.

Bei seiner großen persönlichen Schönheit besaß er einen durchdringenden Verstand und war in allen Ueberredungskünsten vollkommen bewandert i). Beurtheilungskraft und ein ausserordentliches Gedächtniß — Erfahrung und Menschenkenntniß, welche er sich auf seinen Reisen gesammelt hatte, werden ihm von seinen Lobrednern in einem sehr hohen Grade zugeschrieben. Ein Mann von wenigen Worten, von einem gleichen fröhlichen Gemüthe; angenehm und vertraulich im Umgange; redlich gegen seine

h) Abulfeda Vit. Moh. S. 144. ff.

i) Prideaux Leben Mohameds S. 105.

Freunde, herablassend gegen Geringere u. s. w. Alles herrliche Ueberredungseigenschaften!

Eigentliche Gelehrsamkeit besaß er gar nicht, da er keine andre, als die bei seinem Stamme gewöhnliche Erziehung genossen hatte, nach welcher alles versäumet, wo nicht gar verachtet wurde, was wir Literatur oder Gelehrsamkeit nennen. Der Mangel hieran verursachte ihm indessen keinen Nachtheil, sondern mußte ihm bei seinem Vorhaben noch sogar beförderlich seyn, indem er sich auf diesen Mangel, als einen Hauptbeweis bezog, daß die Schriften, welche er für Offenbarungen Gottes ausgab, unmöglich von ihm selbst geschmiedet oder erdichtet seyn könnten k). Daher läßt sichs leicht erklären, warum sich seine Nachfolger seiner Unwissenheit im geringsten nicht schämen, sondern sich derselben vielmehr, als eines offenbaren Beweises seiner göttlichen Sendung rühmen, und kein Bedenken tragen, ihn, wie er im Koran selbst l) genennet wird, den ungelehrten Propheten zu nennen.

Mohämed trat nun seine erstaunenswürdige Laufbahn an, indem er eine außerordentliche

k) S. Koran K. 29. Prideaux Leben Moh. S. 28.

l) K. 7.

Heiligkeit affektirte. Er führte ein eingezogenes exemplarisches Leben und brachte die meiste Zeit allein und in einsamen Betrachtungen zu. Die Entfernungen von seiner Frau und von der Welt wurden immer häufiger und er hielt für nöthig, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, seine Entwürfe gleich im Anfange, wo nicht völlig scheitern, doch sehr erschweret zu sehen, mit der Bekehrung seines eignen Hauses den Anfang zu machen. Er hielt sich mit seiner Familie öftrer auf dem in der Nähe von Mekka gelegenen Berge Hara auf, wo er schon oft seiner Schwärmerei freien Lauf gelassen hatte. Hier nun entdeckte er zuerst seiner Frau, mit der feierlichsten und wichtigsten Miene, das große Geheimniß seiner Sendung. Er versicherte, der Engel Gabriel sei ihm kurz vorher erschienen, er habe dessen Anblick nicht ertragen können, und sey so heftig davon erschüttert worden, daß er die stärksten Konvulsionen bekommen habe. Zugleich gab er ihr die Nachricht, daß der Engel ihm gemeldet habe, er sei zum Apostel Gottes bestimmt m).

m) Ich kann nicht umhin, hier die Worte eines neuern englischen Schriftstellers anzuführen.

Die Frau Gemahlinn soll diese wichtige Nachricht mit ganz unbeschreiblicher Freude aufgenommen haben. Ob sie sich nur so stellte, als glaube sie seinen Versicherungen, oder ob sie sich wirklich betrügen ließ, ist gleichgültig; genug, sie säumte nicht, diese wichtige Entdeckung bald be-

„Gesetzgeber und Männer, sagt er, welche auf außerordentliche und übernatürliche Kenntnisse Anspruch machen, müssen allemal auch überirrdische Wesen zu ihrem Beistand haben. Numa wurde von der Nymphe Egeria in einer Felsengrotte unterrichtet, selbst die Priester von Otaheite geben vor, seit undenklichen Zeiten des unmittelbaren Umgangs mit der Gottheit gewürdiget worden zu seyn. Mohämed bediente sich eben dieses Mittels. Er sahe ein, daß die Menschen durch Täuschung gewonnen werden, und daß er, um seine Absichten zu erreichen, entweder unmittelbare Offenbarung oder vertrauten Umgang mit einem Engel Gottes vorgeben müsse. Er wählte das letztre, weil ihm eine mittelbare Offenbarung natürlicher Weise mehr Zeit und Raum nachzudenken und Plane zu entwerfen übrig ließ und er dabei auch nicht so leicht fürchten durfte, entdeckt zu werden. Zu diesem Ende begab er sich fast täglich in eine Höhle des Berges Hara, wo er betete, fastete und sich mit dem Boten Gottes besprach.“

kannter zu machen. Zuerst erfuhr das Geheimniß ein Vetter vom Hause, der ein Christ und in der hebräischen Sprache bewandert war. Der junge Mann war gleich bereitwillig, der Sache seinen Beifall zu geben, und so gefällig, zu behaupten, der dem Mohämed erschienene Engel sei ganz gewiß kein andrer gewesen, als der, welcher einst dem Moses erschienen sei.

Diese erste Eröffnung seines Geheimnisses machte der Prophet im Monat Ramadan, im vierzigsten Jahre seines Alters, welches daher gemeiniglich das Jahr der Sendung genennet wird.

Da der Anfang so günstig war, so wurde sein Eifer bald größer, und er beschloß in seinem Vornehmen fortzufahren und fürs erste zu versuchen, was er durch Privatüberredungen ausrichten könnte; denn öffentlich hervorzutreten, getrauete er sich noch nicht. Alle, die mit ihm unter Einem Dache wohnten, wurden in kurzen gewonnen. Unter allen aber zeichnet sich vorzüglich sein Vetter Ali aus, der sich deswegen den Ersten unter den Gläubigen zu nennen pflegte. Sale führt nicht nur Mohämeds Hausgenossen, sondern auch alle seine

übrigen frühern Proselyten namentlich an, unter denen sechs sehr angesehene und begüterte Personen waren. Chadischah unterstützte ihren Gemahl treulich, sie machte es in allen Häusern, mit denen sie in Verbindung stand, bekannt, daß ihr Mann ein Prophet sei und suchte sie zu überreden, ihn dafür zu erkennen. Eben dieses geschahe von einigen andern dazu unterrichteten Leuten, und nach den erstern drei Jahren waren schon ganze Familien für ihn gewonnen.

Nach und nach vermehrte sich die Anzahl seiner Bewundrer und Mohämed, der es bisher nur gleichsam im Stillen gesagt hatte, wofür man ihn ansehen müßte, glaubte sich nun schon stark genug, freier und öffentlicher zu reden. Er erklärte daher ohne Rückhalt: Er habe Befehl von Gott erhalten, seine nächsten Verwandten zu bekehren n). Um dieses mit desto mehr Bequemlichkeit und Hoffnung eines guten Erfolgs thun zu können, bekam Ali von ihm den Auftrag, ein Gastmahl anzustellen und die Söhne und Nachkommen seines Großvaters dazu einzuladen. Er selbst wollte dann seinen Gästen bei fröhlicher Laune und gutem Muthe das Anliegen seines Herzens eröffnen.

n) Koran K. 74.

Ueber vierzig Abkömmlinge des Motalleb stellten sich ein, aber gerade zur gelegensten Zeit machte einer der Herren Vettern dem Mohämed einen sehr häßlichen Queerstrich, da er die ganze Gesellschaft einige Augenblicke früher zum Aufbruche veranlaßte, als der von Sehnsucht nach dem bequemsten und schicklichsten Moment schmachtende Mohämed mit seinen Herzensangelegenheiten hätte hervortreten können. Ali mußte also geschwind wieder Anstalten auf den folgenden Tag machen und die Gesellschaft von neuem einladen.

Jezt waren sie versammelt, aßen und tranken, waren fröhlich und guter Dinge, und keiner vermuthete wohl nichts weniger als folgende vielsagende, pathetische Anrede aus Mohämeds Munde zu hören: Ich weiß niemand in ganz Arabien, der seinen Verwandten etwas vortrefflicheres darbieten könnte, als ich jezt thun kann: Ich biete euch Glückseligkeit, so wohl in diesem, als in jenem Leben dar. Gott der Allmächtige hat mir geboten, euch zu berufen. Auf wen ich mich also unter euch verlassen kann, wer mein Bruder werden

den und meine Sache vertheidigen will, der sage es!

Alles staunte; keiner aber wollte recht mit der Sprache heraus und als jeder noch immerfort Bedenken trug, auf den sonderbaren, unerwarteten, abentheuerlichen Antrag etwas bestimmtes zu erwiedern, so stand Ali endlich auf, erklärte sich für seinen eifrigen treuen Anhänger und bedrohete diejenigen heftig, die sich ihm widersetzen würden. Mohämed umarmte seinen Vetter aufs zärtlichste und ermahnte sämtliche Anwesende, ihm, als seinem Abgeordneten, zu folgen und zu gehorchen.

Hierüber brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus und war frech genug, dem Abutaleb, dem Vater des jungen Ali, spöttisch Glück zu wünschen, daß er nun künftig seinem Herrn Sohn fein gehorsam und folgsam seyn könne — Wahrlich, eine schöne Szene für die Meisterhand eines Chodowiecki! Die lachenden Spottvögel — der ernsthafte, staunende Mohämed, und der feurige, enthusiastische Jüngling. Wahrlich, eine sehr interessante Gruppe!

Mohämed ließ sich indessen nicht aus der Fassung bringen, denn statt sich durch diese spöt-

tische Zurückweisung abschrecken zu lassen, fing er vielmehr an, dem Volke öffentlich zu predigen und ihm fleißig von den Offenbarungen und Gesichten des Engel Gabriel zu erzählen. Eine Zeitlang hörte es ihn mit Geduld an; als er aber anfing, seinen und seiner Väter Götzendienst anzugreifen, ihn als verwerflich und verabscheuungswürdig darzustellen, so ward es darüber so aufgebracht, daß es den neuen Propheten öffentlich für seinen Feind erklärte. Ali's Vater verhütete es noch, daß sich dieser Haß nicht in einen förmlichen Aufstand verwandelte und Mohämeds Untergang nach sich zog. Die Vornehmsten unter den Koraischiten drangen in den Abutaleb, seinen Vetter zu verlassen, und droheten mit einem allgemeinen Aufruhr, wenn er den Mohämed nicht dahin bringen würde, seinen Plan aufzugeben. Er versuchte auch sein Möglichstes, ihr Verlangen zu befriedigen, stellte seinem Vetter seine und seiner Freunde Gefahr vor, allein vergebens. Mohämed sagte ihm vielmehr rund heraus: Wenn sie auch die Sonne zu seiner Rechten und den Mond zu seiner Linken stellten, so würde er doch seinen Vorsatz nicht

fahren lassen. Auf diese entschlossene Erklärung beunruhigte ihn Abutaleb nicht weiter, sondern versprach ihm so gar, ihn wider seine Feinde zu schützen.

Als die Koraischiten sahen, daß sie weder mit Worten noch mit Drohungen etwas bewirkten, und da sie es doch einmal nicht zugeben konnten, daß er ihren Götzendienst so heftig angriff und eine neue Religion einführen wollte, (wozu einige Schriftsteller noch die Eifersucht eines seiner Verwandten wegen der Absichten Mohämeds auf die Regierung rechnen,) so versuchten sie Gewalt und heftigere Verfolgung. Sie behandelten Mohämed und seine Anhänger, wo sie nur konnten, so feindselig, daß es beinahe nicht mehr rathsam für ihn zu seyn schien, länger in Mekka zu bleiben. Er gab daher auch denen, welche keinen Schutz hatten, den Rath, ihre Zuflucht anderswo zu suchen. Daher flüchteten im fünften Jahre der Sendung des Propheten sechzehn seiner eifrigsten Anhänger nach Aethiopien, unter welchen auch seine geliebte Tochter Fatima sich befand, die er an seinen Liebling Ali verheirathet hatte. Diesen folgten bald nachher noch mehrere, bis zu einer Anzahl

von drei und achtzig Männern und achtzehn Weibern nebst ihren Kindern. Der Najashi oder König dieses Landes nahm die Flüchtlinge gütig auf, weigerte sich auch nachher, sie, dem Verlangen der Koraischiten gemäß, auszuliefern und nahm selbst die neue Religion an.

Im siebenten Jahre der Sendung schlossen die Koraischiten ein förmliches Bündniß zur Dämpfung und Unterdrückung der neuen Lehre, faßten es schriftlich ab und legten es in der Kaaba nieder. Abutaleb hingegen brachte eine andre Verbindung zu Gunsten seines Neffen zu Stande. Die Stämme wurden also in zwei, einander völlig entgegengesetzte, Partheien, die Koraischiten und Haschemiten, getheilt. Drei Jahre vergingen unter diesen Umständen, da denn Mohämed seinem Oheim Abutaleb bekannt machte: Gott sey mit dem unter den Koraischiten geschlossenen Bündnisse sehr unzufrieden, und habe deshalb einen Wurm geschickt, der jedes Wort in dem Instrument oder der Schrift, welche in der Kaaba niedergelegt war, ausfressen sollte, bis auf den Namen Gottes. Daß Mohämed von diesem Vorfalle, den er so gut benutzte, auf irgend eine Art heimlich Nach-

richt bekommen haben muß, daran wird wohl Niemand zweifeln. Abutaleb verfügte sich indessen sogleich zu den Koraischiten, machte ihnen dieses bekannt, und erbot sich, wenn die Nachricht falsch wäre, seinen Vetter gleich auszuliefern; im Gegentheil aber sollten sie allen Feindseligkeiten ein Ende machen und die unter sich, zum Nachtheil seines Vetters geschlossene, Verbindung aufheben.

Sie gingen diese Bedingung ein, weil sie den Mohämed schon in Händen zu haben glaubten; aber wie erstaunten sie, als sie bei näherer Untersuchung die Sache selbst gegründet fanden! Das Bündniß ward also, dem Vertrage gemäß, aufgehoben.

Abutaleb starb kurz nach dieser Begebenheit in seinem achtzigsten Jahre und nicht lange nachher erlebte Mohämed das empfindliche Leiden, auch seine liebe Frau, welche sein Glück auf eine so großmüthige Weise gemacht hatte, durch den Tod zu verlieren. Daher wird dieses Jahr das Jahr des Traurens genennet. Um diese Zeit fingen die Koraischiten wieder an, ihn heftiger als jemals zu verfolgen, so daß er genöthiget war, sich auf einige Zeit von Mekka zu

entfernen. Er kehrte aber, da er sich unter dem Schutz des Motaam Ebn Adi, eines der angesehensten Männer in seiner Vaterstadt, begeben konnte, wieder dahin zurück. Indessen hatte dieser Vorfall den nachtheiligen Erfolg, daß ein großer Theil seiner bisherigen Anhänger abgeschreckt ward. Er selbst aber ließ sich dadurch nicht niederschlagen, sondern fuhr um so eifriger fort, den öffentlichen Versammlungen bei den Wallfahrten, die schon damals häufig nach der Kaaba in Mekka angestellet wurden, zu predigen. Er nahm bei dieser Gelegenheit einige Einwohner von Yatreb, welches jezt Medina heißt, sehr für seine Lehre ein. Diese unterließen nicht, bei ihrer Rückkunft die Wahrheit seiner Religion zu versichern und die Grundsätze derselben auszubreiten. Es ist wohl unstreitig, daß diese Leute den Grund zu dem bald nachher mit schnellen Schritten steigenden Glücke des Propheten legten, denn von Medina aus überwältigte er seine Feinde. Medina ist bekanntlich eine ansehnliche Stadt, ebenfalls im glücklichen Arabien, und ward zulezt der glänzende Sitz des neuen Reichs.

Mohämed mogte es, um die Gemüther des Volks noch mehr für seine Sache einzunehmen,

für sehr zuträglich halten, ein neues außerordentliches Wunder zu erfinden. Es kann seyn, daß man auf sein Vorgeben, mit dem Engel Gabriel in näherem Umgang zu stehen, nicht sonderlich mehr achtete, oder er mogte sonst seine guten Ursachen haben, kurz er nahm — es war im zwölften Jahre seiner Sendung — die berühmte Nachtreise von Mekka nach Jerusalem und von da nach dem höchsten Himmel zum Throne Gottes vor o). Fein genug ausgedacht war der Betrug, denn er konnte den leichtgläubigen, besonders christlichen und jüdischen Pöbel nicht leichter und für seine Absichten günstiger täuschen, als wenn er ihn glauben machte, er habe, wie einst Moses auf dem Berge Sinai, wirklichen Umgang mit Gott selbst gepflogen, und von ihm selbst Offenbarungen erhalten. Er stieg durch diese kühne Behauptung, wenn sie ihm glückte, in Ansehung seiner Würde und Erhabenheit in den Augen des Volks um eine Stuffe höher!, da er vorher nur Offenbarungen von einem Engel hatte.

o) Viele zweifeln an der Wahrheit dieser Erzählung und schieben sie bloß auf Rechnung einiger arabischen Schriftsteller. S. Millots Universalhistorie 3ter Th. S. 339. Leipzig 1779.

Die ganze Geschichte kam indessen den Leuten so ungereimt und unglaublich vor, daß es beinah um Mohämed und seinen ganzen Plan geschehen gewesen wäre, wenn nicht noch ein wichtiger Mann, Abubekr, dessen Interesse mit dem Nutzen des angeblichen Vertrauten der Gottheit aufs genaueste verwebt war, wegen der Wahrheit der wundervollen Reise sich verbürgt und feierlich erkläret hätte, daß er, weil Mohämed sie mit solcher Ueberzeugung und Zuversicht behaupte, dieser Geschichte seinen ganzen Beifall gebe.

Das Zeugniß dieses Mannes half wirklich seinen gesunkenen Kredit nicht nur wieder auf, sondern verstärkte ihn noch, da man die wundervolle Reise einmal für wirklich geschehen annahm, zu einem solchen Grade, daß Mohämed von nun an sicher auf die ganze Ergebenheit und den blinden Glauben seiner Jünger rechnen durfte. Man findet auch in der Folge durchgehends, daß sie ohne Umstände alles für wahr annahmen, was Mohämed ihnen Albernes aufzuheften beliebte.

Wie viele ähnliche Beispiele findet man nicht in der ältern und neuern Geschichte, wie viele

Belege liefert sie und die tägliche Erfahrung nicht zu der Wahrheit, daß es oft nur des Beifalls und Zeugnisses eines einzigen angesehenen oder vielgeltenden Mannes bedarf, um ein Publikum für oder wider eine Person, oder eine Sache ganz einzunehmen! Der Beifall der Menschen hat seinen sehr eingeschränkten Werth! —

So grob und ausschweifend diese neue Erfindung Mohämeds immer war, so ist doch so viel gewiß, daß eben sie das meiste zu dem außerordentlich großen Ansehen beitrug, zu welchem er gelangte.

In diesem Jahre — von Mohämed das angenehme Jahr genannt — kamen zwölf Männer aus Medina nach Mekka und leisteten ihm auf al Akaba, einem Berge nahe bei der Stadt, einen Eid der Treue, wodurch sie sich verbindlich machten, dem Propheten in allen billigen und rechtmäßigen Dingen strengen Gehorsam zu leisten. Diese zwölf Leute sandte Mohämed hierauf mit einem seiner Schüler, dem Masab, wieder nach Medina zurück, um sie daselbst in den Lehren und äußerlichen Gebräuchen seiner Religion zu unterrichten. Daß sich indessen die Gesandtschaft dieses Mannes

nicht bloß auf diese Zwölfe einschränkte, lehrt der Erfolg: denn als Masab zu Medina angekommen war, machte er durch den Beistand seiner Gefährten bald verschiedene wichtige Proselyten und Mohämeds Lehre erhielt durch ihre vereinigten Bemühungen einen so großen Beifall, daß bald kaum ein Haus in der Stadt war, in welchem nicht einige Anhänger der neuen Lehre wohnten. Im folgenden Jahre kam Masab in Gesellschaft von zwei und siebenzig Männern, welche sich für Mohämeds Anhänger erklärten, und einiger andern, bis dahin noch Unglaubigen, nach Mekka zurück. Jene boten gleich dem Mohämed ihre Dienste an, und dieses kam ihm um so willkommner, je mehr er ihrer wegen der neu-angewachsenen Macht seiner Feinde bedurfte. Denn die Erbitterung gegen ihn war wirklich zu einer solchen Höhe gestiegen, daß er es kaum wagen durfte, sich irgendwo außer seinem Hause sehen zu lassen. In einer mit diesen neuen Anhängern verabredeten Zusammenkunft, auf dem oben erwähnten Berge, betheuerten sie nochmals die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen und der Prophet schwor ihnen gleichfalls von seiner Seite Huld und Treue, mit der Bedingung,

daß sie ihn gegen alle Gewaltthätigkeiten auf eine eben so eifrige Art, als wenn es ihre Weiber und Kinder gälte, vertheidigen sollten. Sie fragten ihn hierauf, was für eine Belohnung sie zu erwarten hätten, falls sie in Vertheidigung seiner Sache das Leben einbüßten? und erhielten die, sie ganz befriedigende, Antwort: daß sie das Paradies zum Lohn erhalten sollten. Hierauf gelobten sie ihm nochmals die ausdaurendste Treue und kehrten wieder nach Hause zurück, nachdem Mohämed zwölf davon ausgesucht hatte, die eben dasselbe Ansehen unter ihnen haben sollten, welches die zwölf Apostel Christi bei seinen übrigen Jüngern gehabt hätten.

Mangel an Macht, an Ueberlegenheit gegen seine Feinde, und an andren gewaltsamen Mitteln, in den zwölf ersten Jahren seiner Sendung seinen Anhang zu vermehren, war wohl die einzige Ursache, daß Mohämed bisher seine Religion durch gelinde Mittel fortzupflanzen gesucht, bloß Ueberredung und keinen Zwang gebraucht hatte: denn kaum fühlte er sich durch die in Medina gefundne Unterstützung stark genug, seinen Feinden die Spitze zu bieten, als der bisher vorgeschützte Beruf, bloß predigen und

ermahnen zu sollen, niemand zur Annahme seiner Religion zu zwingen, das Verbot an seine Nachfolger: keine Gewalt zu gebrauchen, und die herzliche Bitte an sie: alle, wegen ihres Glaubens ihnen zugefügten Beleidigungen geduldig zu ertragen, aufhörte, und dagegen vorgegeben ward: Gott habe ihm und seinen Nachfolgern erlaubt, sich wider die Ungläubigen zu vertheidigen. In eben dem Grade, als seine Macht nach und nach zunahm, erweiterte er auch die von Gott erhaltnen Aufträge. Denn er bekam nun, seinem Vorgeben nach, bald gar die völlige Freiheit, seine Feinde anzugreifen, die Abgötterei mit Gewalt auszurotten und den wahren Glauben durchs Schwerdt fortzupflanzen. Schwerlich hätte er auch seinen Zweck ohne gewaltsame Mittel erreicht.

Da er für seine und seiner Freunde Sicherheit durch das, mit seinen Anhängern in Medina geschlossene, Bündniß hinlänglich gesorgt zu haben glaubte, so gab er seinen Freunden zu Mekka den Rath, nach Medina zu fliehen, er selbst aber blieb mit Abubekr und Ali unter dem Vorwande zurück, daß er noch nicht die göttliche Erlaubniß erhalten habe, von da weg-

zugehen. Die Koraischiten glaubten, es sei nun aufs Aeußerste gekommen; man dürfe Mohämeds Flucht nach Medina, ohne von seinem kühnen Geiste die nachtheiligsten Unternehmungen besorgen zu müssen, nicht zugeben. Es wurden Berathschlagungen über die zu nehmenden Maaßregeln angestellt, in welchen man alle gelinderen Mittel, seine Flucht zu hintertreiben, verwarf und seinen Tod beschloß. Kaum aber war diese Verschwörung zu Stande gekommen, als der schlaue Mohämed auch schon Nachricht davon hatte. Und diese war ihm, seiner Behauptung zufolge, von niemand anders als von dem Engel Gabriel gegeben worden, der ihm denn auch zugleich wohlmeinend gerathen hatte, nun nach Medina zu gehen. Warum aber ließ er sich nicht zugleich eine Salvegarde geben, um mit Ehren aus Mekka wegzukommen? — Um seine Flucht zu decken, mußte sich Ali in seinen grünen Reitrock einhüllen, sich in seinem Zimmer niederlegen und Mohämed entkam indessen in fremder Kleidung glücklich nach Abubekrs Wohnung. Seine Feinde waren nicht wenig aufgebracht, daß er ihnen, trotz ihrer die ganze Nacht vor seiner Wohnung gehaltenen Wache,

entwischt war, und daß sie, statt Mohámed, seinen Vetter Ali antrafen. Mohámed verbarg sich darauf mit wenigen Begleitern in einer Höhle des Berges Thur gegen Südosten von Mekka, wo er sich drei Tage lang aufhielt, um den fortgesetzten eifrigen Nachsuchungen und Verfolgungen seiner Feinde zu entgehen. Daß er ihnen bei seiner Flucht aus seinem Hause so glücklich entkam und ihnen auch in dieser Höhle nicht in die Hände fiel, wird von seinen Anhängern für eins der größten Wunder in des Propheten Lebenslaufe gehalten. Man konnte es nicht begreifen, wie es ohne ein Wunder hätte zugehen können, daß ihn die allenthalben so sorgfältig suchenden Koraischiten nicht fanden. Es ging aber in der That ganz natürlich zu, denn die Leute, welche nach ihm ausgeschickt waren, suchten ihn gerade nicht in der Höhle, worin er sich verborgen hielt, so wie sie ihn an mehrern Orten nicht suchten. Den seinetwegen bekümmerten Abubekr beruhigte er mit den im Koran K. 9. aufgezeichneten Worten: Betrübet euch nicht, denn der Herr ist mit uns. Da seine Feinde, des mühsamen Suchens endlich überdrüssig, aufhörten, ihm in der Gegend, wo

er sich aufhielt, nachzustellen, so kam er wieder aus seiner Höhle hervor und begab sich durch einen Umweg nach Medina, wohin ihm Ali bald folgte. Diese Flucht, Hegire oder Hedschrah fiel im Jahre 622 der christlichen Zeitrechnung vor und von ihr fangen die Araber ihre Zeitrechnung an p).

Das erste, was Mohämed in Medina vornahm, war, einen zum Gottesdienst seiner Religion gewidmeten Tempel und ein Haus zu seiner Wohnung zu bauen. Als er sich in dieser Stadt so sehr verstärkt hatte, daß er nicht nur im Stande war, sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, sondern sie auch selbst anzugreifen, so machte er den Anfang damit, streifende Partheien auszusenden, um sich an den Koraischiten zu rächen. Die ersten Lorbeeren seines Krieges

p) Mohämed kam den 12ten des Monats Rabi-al-aual in Medina an, welches der dritte in den arabischen Jahren ist, die bekanntlich nur Mondjahre sind und also nur 354 Tage haben. Die Mohämedaner fangen inzwischen die Hegire oder ihre Zeitrechnung von dem vorhergehenden Monate an, welcher in die Mitte des Julius im Jahre 622 nach Christi Geburt fällt. S. Herbelot.

erfocht eine kleine Parthei, welche eine Karavane, die den Koraischiten gehörte, plünderte und dabei zwei Gefangene machte: wichtiger aber war der Sieg, den er in einer Aktion bei Bedr davon trug, die im zweiten Jahre der Hedschrah vorfiel. Ich würde zu umständlich werden, wenn ich jede einzelne Schlacht, jeden Feldzug besonders anführen wollte. Ihre Anzahl ist gewiß nicht gering. Einige Schriftsteller rechnen über sieben und zwanzig Feldzüge, welche Mohämed persönlich geführet hat und neun von ihm gelieferte Schlachten, außer mehrern andern Expeditionen, welche er durch seine Generale und übrigen Offiziere besorgte q).

Seine

q) Bursinello erzählt diese und die folgende Periode seines Lebens ungefähr so: „Mohämeds Oheim, der Statthalter von Mekka, starb, und weil er nicht stark genug war, die Regierung zu behaupten, so mußte er einem seiner Verwandten weichen, welcher wegen der Absichten Mohämeds Eifersucht schöpfte und ihn nöthigte, Mekka zu verlassen und nach Medina zu fliehen, wo der größte Theil der Einwohner, die Arianer waren, sich durch seine Lügen verführen ließ und ihm anhing. Als er seinen Anhang sich täglich verstärken sahe, so hörte er

auf,

Seine Truppen erhielt er theils durch die Beiträge, welche seine Anhänger zusammen-

auf, seine Lehre durch Gründe zu beweisen und beredete seine Freunde, sie müsse nun durch Gewalt der Waffen ausgebreitet werden. Er verstärkte deswegen seine Parthei durch Verbindungen und heirathete die Töchter der vier angesehensten Einwohner von Medina. Mit ihrer Hülfe fing er an, einen Stamm nach dem andern zu bezwingen, bis er sich endlich der Stadt Mekka bemächtigte. Weil er aber mit den Arabern Krieg zu führen hatte und mit Grunde vieles von den Christen befürchten mußte, so dachte er, als ein guter Politiker, sich wider diese Gefahr zu sichern und errichtete daher mit ihnen einen feierlichen Traktat, Kraft dessen er sich verpflichtete: die Christen in ihren Personen, Kirchen, Klöstern und Gütern zu schützen, die Geistlichkeit in ihrem Kirchsprengel in Ruhe zu lassen, sie niemals mit Gewalt zu zwingen, ihren Glauben zu verleugnen, noch die Mönche anzuhalten, ihrer Religion zu entsagen u. s. w. Im Gegentheil verpflichteten die Christen sich, keinem Feinde der Muselmänner zu helfen, zu unterstützen, noch aufzunehmen oder zu beherbergen, sondern vielmehr die Muselmänner wohl zu behandeln und Gastfreiheit gegen sie auszuüben ꝛc. ꝛc. Dieser Traktat, den hernach selbst

brachten und ihm zuschickten, — er nannte sie Zacat (Zaçat) oder Allmosen und machte ihre Bezahlung sehr künstlich zu einem Hauptartikel seiner Religion — theils durch die Verordnung, den fünften Theil der Beute jedesmal in eine, zu diesem Behuf angelegte, öffentliche Schatzkammer zu bringen, worinn er gleichfalls auf göttliche Anweisung zu verfahren vorgab.

Seine Macht und sein Ansehen nahm nun täglich zu. Die Einwohner von Medina waren durch seine große Ueberredungsgabe, durch seine vertrauliche Gesprächigkeit und besonders durch sein Vorgeben, mit der Gottheit in einem nähern Umgange zu stehen, längst gewonnen. Diese Zuneigung verbreitete sich allmählich auf alle umliegende Städte und Dörfer und nun nahm er ohne Bedenken die Larve ab und erklärte feierlich, von Gott den Auftrag zu haben, seine neue

Mohämed wenig achtete, schützte ihn damals wider Gefahr und machte, daß er seinen Plan vollenden konnte. Seine Heuchelei und Betrügerei half ihm endlich zu der Souverainité, nach welcher er trachtete und er hatte das für Betrüger so seltne Glück, den guten Fortgang seiner Religion zu sehen und bei seinem Tode seine Würde auf seine Nachkommen fortzupflanzen."

den meisten sollen sie nicht fruchtlos gewesen seyn; nur der König von Persien empfing sie mit großem Mißfallen und fertigte den Gesandten kurz ab. Als Mohämed dieses hörte, sagte er: Gott wird sein Königreich zerreissen. Bald nachher schickte der Regent von Yaman, der unter Persien stand, zu ihm und ließ ihm sagen, er habe Befehl bekommen, ihn zum Könige von Persien zu senden. Mohämed verschob seine Antwort bis auf den folgenden Morgen, da er dann dem Gesandten erklärte, der König von Persien sei von seinem Sohn ermordet worden. Vermuthlich hatte er seine Kundschafter am persischen Hofe und jezt heimlich Nachrichten von der daselbst vorgefallenen Revolution erhalten. Er bediente sich ihrer aber zu seinem Vortheile und zur Vermehrung seines Ansehens, als einer göttlichen Offenbarung und fügte die Versicherung hinzu, daß seine neue Religion und sein Reich eben so ausgebreitet und mächtig werden würde, als das persische. Auch dem Regenten von Yaman ließ er rathen, daß er seine Lehre annehmen möchte, und als sich zeigte, daß die Nachricht vom Tode des Königs von Persien nicht ungegründet war und der neue

König, sogar den Propheten nicht weiter zu beunruhigen befahl, so nahm Badham (Badham) — so hieß der yamanische Regent — mit vielen andern Persern die neue Religion an und statt wie bisher, die persische Oberherrschaft anzuerkennen, unterwarf er sich dem Propheten. Auch der König von Aethiopien, der Statthalter von Aegypten — der ihm nebst andern kostbaren Geschenke zwei sehr schöne Sklavinnen übersandte — und einige arabische Prinzen nahmen seine Einladung sehr gut auf. Nur der König von Yamana sandte eine rauhe Antwort zurück, dafür aber ward er von dem Propheten, so gut sichs damals thun ließ — anathematisiret.

Ein sehr glückliches Jahr war das achte der Hedschrah. Mohämed erhielt zwei wichtige Proselyten, welche beide treffliche Soldaten waren. Al Walid, (Al Walid) der erstre, eroberte nachher Syrien und der andre, al As, (al As) nahm Aegypten ein. Jenem gab er wegen seines Sieges über die Araber in Syrien den Namen: Seif min soyuf Allah d. i. eins von den Schwerdtern Gottes.

Während dieser Zeit hatten die Einwohner von Mekka den vor zwei Jahren eingegangnen

Waffenstillstand durch den Angriff auf einen mit Mohämed im Bunde stehenden Stamm gebrochen. Mohämed hatte schon lange sehnlich auf eine Gelegenheit geharret, dieser Stadt beizukommen. Der kurz nach diesem Vorfalle zu ihm geschickte Gesandte, der den Frieden erneuren sollte, fand kein Gehör, sondern der Prophet ließ vielmehr gleich Anstalten treffen, um Mekka, ehe man sich daselbst in Bereitschaft gesetzt hätte, überfallen zu können. Er rückte ins Feld und seine Armee vermehrte sich während dem Marsche so sehr, daß sie bei ihrer Annäherung gegen die Stadt schon über 10,000 Mann stark war. Die Mekkaner mußten sich dieser überlegenen Macht auf Gnade und Ungnade ergeben. Mehrere Einwohner wurden, aber wider Mohämeds Willen, niedergemacht. Den Koraischiten schenkte er, bis auf einige wenige, bei seinem Einzuge das Leben. Die Götzenbilder in und um der Stadt wurden noch in demselben Jahre zerstöret und Haufenweise kamen die Araber zu Mohämed, um seine Religion anzunehmen.

Das folgende, als das neunte Jahr der Hedschrah nennen die Moslemin das Jahr der Gesandtschaften. Die benachbarten

arabischen Stämme hatten nemlich bisher mit ungeduldiger Erwartung zugesehen, was für einen Ausgang der Krieg zwischen Mohämed und den Koraischiten nehmen würde. Als sie aber diesen Stamm, welcher der vornehmste unter der Nation war, sich ihm unterwerfen sahen, so glaubten sie für sich noch weniger im Stande zu seyn, der Macht dieses unternehmenden Mannes zu widerstehen. Sie fingen also an, in großer Anzahl auf seine Seite zu treten und Abgeordnete an ihn zu schicken, um ihm ihre Bereitwilligkeit zur Unterwerfung zu bezeugen. Ali war auf seinen Missionen ebenfalls sehr glücklich. — Täglich sahe der Prophet neuen Zuwachs seiner Macht und täglich erfuhr er neue Beweise, wie günstig ihm das Glück in seiner Völkerbekehrung und Völkerunterwerfung sei. Ganze Provinzen unterwarfen sich; Fürsten huldigten ihm, wurden ihm zinsbar und bekannten sich zu seiner Religion, als er mitten im Laufe so vieler glücklichen Begebenheiten, im folgenden zehnten Jahre der Hedschrah, oder im Jahre Christi 632, im drei und sechzigsten Jahre seines Alters, starb. Wie man allgemein glaubt, so war ein langsames Gift, welches ihm eine, von

seinen Feinden dazu erkaufte Frauensperson beigebracht hatte, die Ursache seines Todes.

Die mohämedanische Lehre war um diese Zeit schon außerordentlich ausgebreitet und die Abgötterei durch ganz Arabien, Yamana allein ausgenommen, wo Moseilama, der sich gleichfalls für einen Propheten ausgab, viele Anhänger hatte, gestürzt. Außer Arabien hatte Mohämed, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen, mehrere ansehnliche Länder in Asien und Afrika mit seinem Reiche vereiniget und hinterließ nun der Regierung seiner Nachfolger ein weitläuftiges Gebiet. Medina war der Sitz des neuen Reichs und hatte auch die Ehre, der Begräbnißort des Stifters desselben zu werden. —

Seine Araber — um noch mit einigen Worten der folgenden Geschichte des neuentstandnen Staates zu erwähnen — in Einer Religion und unter Einem Regenten vereiniget, befanden sich nun im Stande, jene außerordentlichen Eroberungen zu machen, welche die Religion Mohämeds über den größten Theil der alten Welt ausgebreitet haben. Schon unter seinem Nachfol-

ger, dem klugen Abubekr, nahmen sie's in einem förmlichen Kriege mit den Byzantinern auf, in welchem Religionsgesetz war, das Schwerdt im Blute der Feinde, die ihren Glauben nicht annehmen wollten, zu röthen. Täglich ward ihr Uebergewicht glänzender und entscheidender — Unter Omar, dem zweiten Chalifen oder Stellvertreter des Propheten, eroberten sie in kurzer Zeit ganz Syrien und Palästina und so breiteten sie allmählich — der fernern Progressen in Asien zu geschweigen — unter den folgenden Eroberern ihre Herrschaft durch das nördliche Afrika aus, setzten über die Meerenge bei Gibraltar, machten sich zum Meister von Spanien und verbreiteten, durch den schnellen glücklichen Fortgang ihrer siegreichen Waffen, in ganz Europa Furcht und Schrecken, bis ihre Macht durch Karl Martells Völker bei Tours an der Loire scheiterte.

Was in Rom und Byzanz und überhaupt in den größten Reichen, wenn sie, im Besitze weitläuftiger Länder und im Ueberflusse aller Dinge, zu sicher wähnten, keinen Feind fürchten zu dürfen, die Grundsäulen des Staatsgebäudes untergrub und endlich das Gebäude selbst zertrüm-

merte, — nemlich die überhandnehmende Wollust, Ueppigkeit, Weichlichkeit, Vernachlässigung der alten strengen Oekonomie und Kriegszucht, Uneinigkeit und Eifersucht unter einander — dies brachte auch dem großen arabischen Reiche allmählich seinen Untergang.

Was tapfere und kraftvolle Germanier den entnervten, weichlichen Römern waren, das wurden, und beinahe unter denselben Umständen, die Türken oder Osmanen den Arabern. Sie stürzten das mächtige arabische Chalifat, wie jene das römische Kaiserthum und errichteten aus ihren Mitteln ein Reich, das einst von Osten her unsern Welttheil zu unterjochen drohete und das noch jezt nicht, wenn man auf den Umfang seiner Gränzen und die Menge seiner Bewohner sieht, vor der vereinigten Macht der beiden größten christlichen Höfe zu zittern brauchte, wenn es nicht in allen Zweigen seiner Staatsverfassung in den äußersten Verfall und in die größte Unordnung gerathen und durch überhandgenommene Barbarei und tausend zusammentreffende Fehler zu einer Ohnmacht herabgesunken wäre, die bisher von Tage zu Tage

sichtbarer wurde und ihm schon jezt dasselbe Schicksal drohet, welches jenen mächtigen Reichen wiederfuhr, deren erhabne Größe wir anstaunen, deren tiefer Fall aber jedem laut die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit aller irrdischen Dinge prediget. —

Staatliche Bibliothek
Regensburg

sichtbarer wurde und ihm schon jezt
Schicksal drohet, welches jenen mächtigen
chen wiederfuhr, deren erhabne Größe
staunen, deren tiefer Fall aber jedem
Vergänglichkeit und Veränderlichkeit der
schen Dinge prediget. —

Johann

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charakterschilderungen vorzüglich interessanter Personen gegenwärtiger und älterer Zeiten

Bd.: 1.

Berlin (1795)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.8,984
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095055-5
VD18 15531597-001